Hans Hyan

Helden

aus dem großen Krieg

1914/1915

Hans Hyan

Helden

aus dem großen Krieg
1914/1915

Mit Zeichnungen von
Paul Haase

Globus Verlag Berlin W.

Inhaltsverzeichnis

Machorka

„Ekelhaftes Wetter! . . es fängt wieder an zu regnen", sagte Oberst Lindesen und leuchtete mit dem Triederbinokel den wolkenschweren Horizont ab, unter dem, eine Meile weiter nördlich, die Schlacht um die von den Russen befestigte Anhöhe bei Suwalitsch donnerte.

Der Oberst wandte sich an eine in der Nähe stehende Ordonnanz.

„Spannen Sie den Schirm auf!"

Während der Soldat den am Tisch befestigten Schirm öffnete, der die ausgebreiteten Karten und Papiere schützen sollte, sprachen der Oberst und sein Nachbar, Hauptmann von Hillebrand, über die Situation auf dem Schlachtfelde. Aber sie mußten einander fast ins Ohr schreien; wie Gewitter, deren Donner unaufhörlich krachend ineinanderrollen, kam es jetzt wieder über die Wälder; die Geschütze hatten ihre ehernen Mäuler weit aufgerissen, und brüllten und heulten wie Ungeheuer der Verdammnis.

Nahe beim Walde war das Hauptquartier in einer verlassenen, villenartigen Besitzung untergebracht, und ein dreifacher Kranz von Posten umgab diesen Ort, in dem das Herz der ganzen Armeen schlug, die hier, jenseits der Ostgrenze, den Feind mit Macht angriffen. Vor der Villa und noch außerhalb der letzten, aus lauter altgedienten Unteroffizieren bestehenden Postenkette, fauchten und ratterten die Automobile und Motorräder, die mit Meldungen kamen und mit Befehlen abgingen. Da hielten Soldaten die Pferde der Meldereiter, denen die Offiziere des Kommandos inzwischen ihre Berichte abnahmen. Auch Leute in Zivil kamen zwischen je zwei Soldaten und brachten Neuigkeiten. Und alles das ging in die Hand der Offiziere vor dem Hause, die das Material sichteten und prüften. Was brauchbar schien, erhielt der Stab zur weiteren Verwendung.

Eben kam wieder ein junger Leutnant mit einem ganzen Stoß Sachen in das Parterrezimmer, um dessen großen Tisch der Höchstkommandierende mit seinen Offizieren stand. Das graue Herbstlicht wob trotz des breiten Bogenfensters um Menschen und Gegenstände einen fahlen, zweifelhaften Schimmer.

Der General stöhnte leise. Die Schmerzen im Bein, die ihm diese verdammte Gicht machte, wurden wieder heftiger. Aber obwohl ihm sein Adjutant den Sessel bequem hinschob, dachte er einfach nicht daran, sich zu setzen. Er rückte an den Fähnchen der Landkarte, die vor ihm auf dem Tisch lag, und war gleich danach am Telephon, wo einer der Herren seines Stabes eine Meldung vom Kampfplatz entgegennahm.

„Das Regiment rückt vor. Westlich von Pujawa hat der Feind eine starke Artillerie hingeworfen ..."

Der General folgte, leise mit dem Kopf nickend, der umfangreichen Meldung, dann sagte er:

„Fragen Sie noch einmal, wie es bei Suwalitsch aussieht. ... die Russen können sich vor unseren Mörsern unmöglich halten!"

Der auch in seiner kolossalen Figur gebietende Mann wandte sich und ging zurück ans Fenster.

„Ein Flieger", sagte er nachdenklich, und blickte durch die Fensterscheiben zum Himmel empor, auf dessen grauem Wolkenbilde sich das graziöse Flugzeug abzeichnete, dessen weiße Tragflächen deutlich die beiden großen, schwarzen

Kreuze sehen ließen. Die Taube flog in weitem Kreise näher, als wollte sie sich auf das Dach des Hauptquartiers niederlassen.

„Der wird uns doch nicht auf'n Kopf fliegen!" Über des Höchstkommandierenden Züge ging ein halbes Lächeln, das stecken blieb und verlosch in den Schmerz- und Sorgenfalten, die dem Gesicht des Sechzigjährigen, nie mehr verwischbar, aufgeprägt waren.

„Also, was ist, mein Lieber?"

Der Hauptmann, der den Hörer des Telephons weglegte, meldete:

„Auf den Höhen bei Suwalitsch ist noch keine merkliche Veränderung eingetreten. Die Russen unterhalten nach wie vor ein lebhaftes Feuer, das den Unseren viel Schaden zufügt. Unsere Artillerie schießt ausgezeichnet, aber der Feind ist in den Schluchten vorzüglich gedeckt. Wir haben zwei Flieger verloren bei Erkundung der feindlichen Stellung."

Die Stirn des Generals verfinsterte sich, und jener Zug um Kinn und Mundwinkel, der dem Gesicht des Mannes eine Unbeugsamkeit und Entschlossenheit sondergleichen verlieh, trat fast erschreckend hervor. Seine Worte klangen wie Schüsse.

„Der Flieger ist innerhalb der Postenkette gelandet . . . Was soll das! Erkundigen Sie sich, bitte, Herr Hauptmann!"

von Dennhardt eilte hinaus.

Der Wind, der aus Süden kam, hatte sich gelegt. Die ruhige und vom Regen schwere Luft schwächte den donnernden Hall der Kanonen; aber das unablässig aus den finsteren Wolken sprühende Naß durchweichte die Montur. Soldaten und Offiziere standen mit hochgeschlagenem Mantelkragen, ohne die Freudigkeit und die gute Laune, die auch in der schwersten Lage ein bißchen Sonne hergibt.

Herrn von Dennhardt kam Hauptmann von Hillebrand rasch entgegen.

„Eine wichtige Meldung, Herr Kamerad, die Russen haben die Höhen von Suwalitsch geräumt. . . . Fliegermeldung des Leutnants von Degebrodt."

„von Degebrodt?"

Hauptmann von Dennhardt sah seinem Gegenüber ins Gesicht und kaute mit den Zähnen des Unterkiefers am Schnurrbart, seine innere Erregung bemeisternd: „Die Russen verlassen ihre Stellungen? . . . Das wäre ja! . . . Wo ist denn der Leutnant?"

Hauptmann von Hillebrand zeigte mit der Rechten nach der Unteroffizierpostenkette hinüber, in deren Bereich der Flieger mit mehreren Offizieren stand.

Und indem sie schnell dorthin liefen, beide, meinte von Dennhardt wie zu sich selber:

„. . . ich hab' doch eben noch telephoniert... dann hatte Exzellenz doch recht, die Russen können's nicht durchhalten . . ."

„Der Leutnant hat uns beinah' unsere Posten in' Dreck geflogen!" meinte Herr von Hillebrand. „'n ganzen Kilometer hinterm Flugplatz kam er runter, und scheint sich auch 'n bißchen hart aufgesetzt haben."

Sie hatten den Tisch erreicht, an dem der Fliegeroffizier neben Oberst Lindesen und umgeben von anderen Offizieren stand, die alle darauf brannten, daß der von ihrer begeisterten Verehrung getragene Kommandeur so bald als möglich die große Neuigkeit erführe, die vielleicht die Schlacht entschied.

Als Hauptmann von Dennhardt herzutrat und des Fliegers Meldung empfing, sah er einen kleinen, stämmigen Mann, dem die Fliegeruniform fast zu prall am Körper saß. Ein küh-



nes und brutales Männergesicht mit schwarzem Haar unter der Kappe, darunter ein paar große, unverrückbare, wie erloschene Augen von dunkelster Färbung.

„Wie lange sind Sie geflogen, Herr Kamerad?"

„Etwas über eine Stunde."

„Das ist sehr achtbar! Ihr Regiment steht ja ziemlich hundert Kilometer von hier. Haben Sie viel Feuer bekommen von den Russen?"

„Ein paar Schrapnellkugeln. . . . Die Kerle schießen ja so schlecht!"

Hauptmann von Hillebrand lachte.

„Na, na, Herr Kamerad, ich habe den Apparat gesehen, die Tragflächen sehen wie große Siebe aus!"

„Ich danke Ihnen jedenfalls im Namen Seiner Exzellenz, ich werde . . ."

„Pardon, lieber Kamerad," meinte, den Hauptmann unterbrechend, Oberst Lindesen, „der Leutnant von Degebrodt bittet, man möchte ihm gestatten, Seiner Exzellenz die Meldung persönlich zu überbringen . . . und ich glaube, das ist eine Auszeichnung, die er sich redlich verdient hat!"

Hauptmann von Dennhardt sah den Leutnant noch einmal prüfend an. Der senkte, wie beschämt über seine Anmaßung, den Kopf.

„Hm . . . na, kommen Sie", wollte Herr von Dennhardt gerade sagen, als ein alter Gendarmeriewachtmeister zu der Gruppe trat und stramm stehend in tiefem Baß sagte:

„Melde gehorsamst, habe soeben zwei russische Spione eingebracht, und beim äußeren Wachtkommando abgeliefert."

Der Mann stand, als er das sagte, zufällig dicht neben dem Leutnant von Degebrodt, den er nicht ansah. Aber im nächsten Augenblick zog er seine große, dicke Nase kraus, als rieche er einen ihm bekannten Geruch, und blickte rasch zur Seite in das Gesicht des Leutnants. . . . Übrigens interessierte seine Meldung kaum; daß Spione eingebracht wurden, war etwas Alltägliches. Hauptmann von Dennhardt war mit dem Fliegerleutnant davongegangen. Aber der Wachtmeister stand immer noch.

„Was ist denn? Haben Sie noch was?" fragte Herr von Hillebrand.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!" Der Gendarm wurde noch strammer. „Der Herr Leutnant da eben, der Flieger . . ."

„Na ja, was ist denn mit dem?"

Der Gendarm zögerte. Was er dachte, schien ihm selbst ungehörig und ungeheuerlich.

„Na so reden Sie doch, Mann! Was ist mit dem Leutnant?"

„Befehl, Herr Hauptmann, das ist 'n Russe!"

„Wie? Was? Sind Sie verdreht? Wie können Sie denn so was behaupten?"

„Herr Hauptmann gestatten, er riecht nach Machorka."

„Was ist denn das nu wieder? Was ist das: Machorka?"

„Das ist 'n Tabak. Den rauchen die russischen Mannschaften, ein wahres Deubelszeug, wenn Herr Hauptmann gestatten, daß ich so sage. Ich war lange an der Grenze stationiert, daher kenn' ich das!"

Der Hauptmann von Hillebrand rannte plötzlich, das große Bild eines unabsehbaren Unglücks stieß ihn vorwärts. Und instinktiv folgte ihm in demselben Tempo der alte Gendarm, so daß Offiziere und Ordonnanzen ringsumher sich nicht erklären konnten, was im Werke sei; aber die Nächststehenden rannten auch mit.

Herr von Dennhardt war noch dreißig Schritt vom Hause, in dem sich der Höchstkom-

mandierende befand. Da merkte er das Nachlaufen der Kameraden und Mannschaften. Er sah sich um. Und im selben Moment bekam er einen Stoß in den Nacken, der ihn zu Boden warf.

Der Flieger raste zum Hause hin.

„Halt!“ schrie der alte Gendarm und riß den Karabiner an die Wange.

Hauptmann von Dennhardt raffte sich auf und schoß im Laufen mit dem Revolver. Aber schon war der Flieger am Haus, überrannte den Posten und war drin, die Tür hinter sich zuschlagend.

Sehen konnten die Offiziere des Stabes nichts von alledem, denn das Fenster des Parterresaales ging nach der anderen Seite; nur den auffälligen Lärm hatten sie gehört. Der General sagte:

„Was ist denn los, da draußen!“

Und der Leutnant, der eben die Akten gebracht hatte, ein kaum siebzehnjähriger, eben vom Kadettenhause gekommener Jüngling, wandte sich zur Tür, durch die, wie vom Sturmwind aufgerissen, sich ein Mensch mit erhobenem Revolver hereinwarf.

Er schoß in demselben Augenblick, als ihn der Leutnant mit einem hellen Aufschrei umklammerte.

Dann fuhr von Dennhardts Degen dem Meuchler von hinten ins Herz.

Hinter dem Hauptmann füllten sich Stube und Korridor mit Offizieren und Soldaten. Ein Raunen und Murmeln. Kein Wort wurde laut.

Da trat der General an die Toten heran und löste sanft die Arme seines Lebensretters, der noch im Tode den Russen umschlungen hielt.

Und in den Augen des Mannes, der mit einem Wink seiner Hand Tausende für immer verstummen und erbleichen machte, stand die Träne. . . .

Der Wiedererstandene

Nachmittags gegen drei Uhr war Willi Bruckner beim Sturm auf ein kleines Tannengehölz, in dessen niederem Vorgebüsch sich der Feind versteckt hatte, gefallen. In dem Geschoßhagel der knatternden Maschinengewehre sanken die Kameraden rechts und links zu Boden. Die anderen, wie in einem Rausch der Seele, nur von dem fanatischen Drang beseelt, den Feind zu packen, stürmten vorwärts! Es war, wie wenn alle diese Menschen von Fleisch und Bein, in den glut- und feuerspeienden Rachen einer metallenen Bestie hineinsprangen, die unsichtbar lauernd zwischen den in einem dicken Dunst verborgenen Birkenbüschen und Kiefern saß. — — Die Sonne brannte vom blauen Himmel nieder. Das Bataillon raste durch den Kartoffelacker. Und diese Männer in ihren grauen Röcken, mit den langen, blitzenden, stoßbereiten Bajonetten, sie hatten alle den Menschen

von sich abgetan, sie waren wieder brüllende, kreischende, von Haß und Blutdurst verzehrte Tiere der Urzeit geworden, die den Feind zerreißen und in seinen Eingeweiden wüten wollen!

Dann plötzlich in dem entsetzlichen Lärm, dem Rasen und Toben der menschlichen Herde, in diesem Todeslauf, den er mitrannte, sinnlos und fast ohne Bewußtsein, war er zu Boden gestürzt. Ein Schlag, eine Explosion, ein brennender Feuerstoß, hatte ihm den Atem geraubt und den letzten Rest von Besinnung. Er wollte denken, sich noch an etwas erinnern; das tiefe, jammervolle Weh, nun sei alles zu Ende, griff bis in seine letzte Nervenfaser; aber Schmerz und Weh verstummten so schnell, daß er nicht einmal Abschied nehmen konnte von sich und dem eigenen Sein. —

Es war Nacht, der volle Mond stand hell und leuchtend am Himmel, als Willi Bruckner erwachte. — — Er glaubte zuerst nicht daran. Gott weiß, welche phantastische Erklärung sich sein Geist zurechtmachte für diese Wiederkehr ins Reich der Lebenden. Ganz ruhig verhielt er sich und prüfte, ohne sich zu bewegen, die Aktivität seiner Muskeln. Vielleicht hatte er Furcht vor einer allzu schweren Enttäuschung.

Dann, wie sein Wachgefühl stärker wurde, merkte er: die Augen waren ihm verklebt. Und diese peinliche Empfindung ließ ihn die Hand zum Gesicht heben. Er atmete auf, das ging: der Arm war nicht verletzt, und — der andere auch nicht — aber im linken Bein hatte er eine furchtbare Schwere — es würde zerschmettert sein! Wieder lag er still. Dann mit neuem Mut — denn nun galt es, von neuem zu leben und für sein Leben zu kämpfen! — hob er sich mit Anstrengung zum Sitzen auf. In dem hohen Kartoffelkraut sah er nichts, aber beim Hintasten fand er einen Toten, einen von den armen Kameraden, der lag über seinem Bein. — Es war gar nicht so schwer, das da vorzuziehen, nur daß es eingeschlafen und völlig taub war.

Willi Bruckner saß da und fing an zu zittern. Der Schweiß trat ihm aus allen Poren. Wovor er plötzlich eine so große Furcht hatte, das wußte er nicht. Die Kehle brannte ihm, er blinkerte mit den verklebten Lidern, sein ganzer Körper war von Schmerzgefühlen, wie von kribbelnden Ameisen überlaufen, aber über alledem kroch gräßlich, die letzte Kraft verzehrend und unerklärlich, eine namenlose Angst. Der dreißigjährige, kräftige Mann bewegte sich. Er lag

da, wie ein Abgeschiedener, als befürchtete er, ein zurückgekehrter oder zurückgebliebener Feind könne ihm zum zweitenmal das Leben rauben. Nach einer Weile wurde seine Kombination regsamer, sein Verstand griff weiter aus: er dachte an seine Frau und den kleinen Jungen, die er beide daheim gelassen hatte. Das brachte ihn zu seiner Tätigkeit als Gutsverwalter, aus der ihn der Krieg so plötzlich herausgerissen hatte; er begann an den Anfang all dieser furchtbaren Ereignisse zu denken, an die Anstrengungen, die ertragen werden mußten, bis sie vor dem Feinde standen.

So kam langsam ein Zusammenhang in die Dinge, die nicht zu Ende sein konnten, da er noch atmete. Er wurde ruhiger und richtete sich, mit den Händen in die vom Nachttau feuchten Ranken der Kartoffeln greifend, in eine kniende, kauernde Lage auf. Dann kroch er. Im Mondlicht sah er, nach links sich wendend, in die Gesichter von zwei Erschossenen, die wie Brüder nebeneinander schliefen. Ihre gebrochenen Augen richteten sich aufwärts, und das bartlose Gesicht des jüngeren schien sich mit aufgerissenem Mund an den Himmel zu wenden, mit einer wilden Anklage über das unerhörte Verbrechen, das

die Menschheit an ihm und seinen dahingestreckten Brüdern begangen hatte.

Dem kriechenden Mann schauderte das Herz. Er sprang auf, rannte und stolperte in den hohen Kartoffeln, deren Ranken sich um seine Füße wickelten; er stieß an neue Tote und floh gehetzt, um immer wieder seinen starren Kameraden zu begegnen, mit denen er in der Frühe desselben Tages im funkelnden Morgenlicht und beim Lerchenjubel hinausgezogen war in den Kampf. — Dort drüben das dunkle, wie ein Wall sich erhebende Rechteck, das Gehölz, aus dem sie beschossen worden waren, das ließ er scheu zur Seite. Seine Ahnung sagte ihm, daß dort die Gefallenen ihre Leiber aufeinander türmten, daß da drüben im letzten mörderischen Endkampf der Rest seiner Kompagnie den Sieg mit ihrem Leben bezahl hatte.

Aber das Brennen im Halse wurde unerträglich.

Und vor Grauen geschüttelt suchte er bei den Leichen seiner Kameraden nach einer noch nicht geleerten Feldflasche. Und seltsam, je häufiger er sich niederbeugte, je öfter seine anfänglich so zitternden Finger an den Kleidern der ins Kartoffelkraut gebetteten toten Kameraden

entlang strichen, desto mehr schwand seine törichte Furcht vor denen, die nun hier ausruhten von allem Streit und Hader der Welt. Lange mußte er suchen, bis er fand, was ihn stärkte und ihm erlaubte, seine Augen zu waschen. — Die Wunde an der Stirn, die wie durch ein Wunder nicht durchschlagen war, hatte sich verklebt; es brannte und riß ein bißchen in seinem Kopf, aber er hatte das untrügliche Gefühl, daß ihm nichts Ernstliches geschehen war.

Und nun erinnerte er sich seiner Pflichten gegen sich selber: sobald als möglich von hier fortzukommen und nicht etwa dem Feinde in die Hände zu fallen; dann aber auch wieder zu seinem Truppenteil zu stoßen!

Hätte er nur ein Pferd! Er war ein guter Reiter. Wenn er nur die geringste Ahnung gehabt hätte, wohin sich seine Truppe gewandt! Waren denn die Deutschen im Vorrücken geblieben, oder hatten sie der großen russischen Übermacht weichen müssen! Er blickte, von neuem verzweifelt zum Himmel auf, zu den schimmernden Sternengehängen, deren leuchtende Harmonie stumm blieb für das Ohr des verirrten Menschenkindes dort unten auf der blutbespritzten Erde.

Da kam der Einsame an eine Erhöhung, die über das Feld schattete. — Ah, der Graben! hinauf! — und oben, die Chaussee? — nein, aber ein Landweg, ein Weg doch wenigstens, ein Weg, der irgendwo zu Menschen führte!

Willi Bruckner ging schnell, er rannte fast. Solange er bei seiner Truppe war, hatte er keine Furcht empfunden; und wenn sich das Bedenken des Lebenwollens in seiner Seele meldete, so hatten der Stolz und die große Vaterlandsliebe, die sie ja alle befeuerte, Feigheit und Angst davon getrieben. — Jetzt jagte ihn das Grauen mit seinen Geißelhieben vor sich her. Er dampfte vor Schweiß in der warmen Augustnacht, aber er rannte weiter, das Gewehr unterm Arm, aber ohne seinen Tornister, der sich im Sturz gelöst und, ebenso wie der Helm, fortgefallen sein mußte.

Plötzlich blieb er stehen. Er lauschte. Da kam etwas. Hufe klappten — ein Reiter? — Husch! Willi Bruckner lag im Chausseegraben und lud, vorsichtig über den Grabenrand spähend, das abgeschossene Gewehr. — Jetzt kam's näher. — Da, ein Pferd, herrenlos — ohne Reiter!

Der Mann im Graben schnalzte mit den Lippen. Das Tier blieb stehen und hatte sofort

den Ort des Geräusches gefunden, es kam näher, als sehnte es sich auch aus dieser Einsamkeit zu Menschen hin. Dann saß Willi Bruckner im Sattel.

Nun ritt er vorsichtig den Weg entlang. — Da, links ein Gebäude, die Sparren ragten, wie gebrochene Glieder, aus dem zerschossenen Dach in den mondbeleuchteten Himmel. Sollte er hier für die Nacht ein Unterkommen suchen? — Nein, es trieb ihn weiter! Die verzehrende Unruhe hätte ihn doch nicht schlafen lassen.

Jetzt verbreitete sich in derselben Richtung, aber viel weiter entfernt, eine Röte über den Horizont, als wolle der Morgen aufgehen. Aber dort war Westen, und der rote Schein wurde jeden Augenblick heller. Und auf einmal schlug die Lohe grell leuchtend in den Nachthimmel. Vereinzelte Schüsse fielen, und dem Reiter war es, als dränge Schreien und Achzen, wie aus fernen Welten, an sein Ohr. Willi Bruckner verhielt sein Pferd, das aufmerksam die Ohren spitzte. — Aber dann ritt er weiter auf dem weichen, grasbewachsenen Wege, der nun breiter wurde, und dessen Ränder hier mit Kopfweiden bepflanzt waren, die am Graben standen. — Hinter einer Biegung, die der Pfad



machte, stand ein Fuhrwerk. Willi Bruckner ritt bedächtig, den Karabiner schußbereit, näher. Im Wagen lagen eine Frau und ein Mädchen, das kaum eingesegnet sein konnte, beide erschossen; etwas weiter die Leiche des Mannes quer über der Straße. Sie waren geflohen vor den Russen, die ihnen sicherlich Vieh und Pferde geraubt und sie selbst ermordet hatten.

Ein schrecklicher Zorn über die Mörder quoll auf im Innern des Einsamen. Er ritt schneller und wünschte nur das eine: Vergeltung zu üben für all den Frevel, der die Heimaterde erzittern machte.

Ah, da kam die Chaussee! Sie kam im spitzen Winkel von rechts her, aus der Ebene, und stieg hügelig empor. Willi Bruckner entschied sich dafür, geradeaus und hügelan zu reiten. Jetzt zogen Wolken auf, der Mond versteckte sich zeitweise.

Das Brüllen eines Rindes machte den Reiter aufmerksam, der Ton kam von vorn mit dem Winde, und war nur für ein geübtes Ohr hörbar. — Das Pferd stand, der Reiter saß ab und legte sein Ohr an den Boden. — Da, der hunderttönige Schritt einer Marschkolonne — es kam ihm entgegen — waren's die Seinen? —

Er ritt Schritt für Schritt vorwärts. — Wenn doch der verdammte Mond herauskäme, daß er weiter sehen könnte! Jetzt hörte er schon den Takt der Marschierenden. — Er ritt zurück an den Weg, der, wie er nun erkannte, ziemlich parallel mit einem geringen Bogen der Chaussee folgte. Dort stellte er sich auf im Schutz der dichten Weidenbüsche. Das Stampfen vieler Füße kam immer näher. — Worte, noch unverständlich, zerflatterten in der Nacht. — Ah, jetzt, jetzt hörte er's, sah's auch: es waren Russen! Ganze Scharen von Soldaten waren es! Sie trotteten, sich mühsam aneinanderhaltend, oft ihre Glieder lösend und von den harten Worten ihrer Führer wieder zusammengetrieben, die Straße herab. Ein paar Offiziere zu Pferde ritten an den Seiten, und dahinter trieben Leute Vieh, Ochsen und Hammel. Nun kam Artillerie, deren Kanonen unheimlich rasselten und knarrten. Dann eine Gruppe von Reitern, ohne Zweifel höhere Militärs. — Willi Bruckner hob das Gewehr; mit einer Gewalt, der er selbst nicht Widerstand leisten konnte, richtete sich die Mündung auf den General, auf dessen Brust die Orden schimmerten im Lichte des eben aus der Wolkenhülle hervorsehenden Mondes.

Aber der Deutsche bezwang sich. „Später!“ flüsterte sein Herz, „später! Euch kriegen wir alle noch!“ Und er hielt wie eine Bildsäule hinter dem Weidenbusch, nicht zehn Meter von der russischen Truppe, die stampfend, holpernd und rollend an ihm vorüberzog.

Dann ließ er seinen Braunen ausgreifen und ritt wie der Teufel den Landweg zurück, den er gekommen war. Er ritt und ritt. Seine vom Geschrei der Wut und der Rache taube Seele nahm nichts sonst wahr! Die Erschlagenen, über die sein Pferd hinwegsetzte, die brennenden, qualmenden Gehöfte, an denen es schnaubend vorüberfegte, der Hilferuf armer Flüchtlinge, die irgendwo im Felde ihr Elend begruben — alles wehte wie Geisterhauch und Spukgebilde an dem Dahinjagenden vorüber.

Plötzlich ein scharfes: „Wer da? — Halt!“

Die deutsche Wache.

„Gut Freund! Wo ist euer Hauptmann? Eilige Meldung!“

Das Wort geht vorwärts! Offiziere springen vom Lager auf. — Alarm! — Die Glieder sammeln sich, die Kolonnen. — Aus tausend bewaffneten Soldaten setzt sich ein Massenleib zusammen, wächst, schwillt an und rollt, wie der

gepanzerte Lindwurm, mit sachtem Klirren, im dumpfen Takt unzähliger Füße vorwärts, die Dorfstraße hinauf.

*

Es ist die Straße, die das russische Regiment entlang muß. Vor dem Dorf ein tiefer Graben, der sich rundherum zieht, dahinter Gehöfte, Zäune, Gebüsch, Scheunen. — Nach Minuten sind sie gefüllt mit Menschen, deren Augen in die Nacht hinauslauern, deren Finger am Abzug des Gewehres liegen. — Dort drüben die Erdwelle verbirgt die Maschinengewehre. — Der Mond sieht voll Entsetzen einen Augenblick auf diese stählernen Massenmörder, und versteckt sich von neuem.

Ein dumpfer Hall kommt daher. Willi Bruckner ist abgesessen hinter der Wassermühle. Bei dem großen Rade steht er, das heute still ist, drunten gluckst der Mühlbach. — Und des Mannes einzige Sorge ist: wird man auch zielen können? Indem hat der Mond seine letzte große Widersacherin überwunden, und leuchtet in scheinheiliger Klarheit.

Die russische Kolonne hält wohl an. Sie

sendet Patrouillen voraus. Die kommen bis in die Dorfstraße. — Und alles bleibt still.

Sie rücken vor. Bis auf achthundert, fünfhundert, dreihundert Schritte, immer näher. — Offiziere sprengen die Reihen entlang, voraus, als treibe sie eine bange Ahnung. — Wie der Kopf einer großen, dunklen Schlange berührt es nun schon das Dorf. Und noch immer hält die eiserne Disziplin dem deutschen Soldaten, der im Hinterhalt liegt, den Finger vom Bügel. — Sie sollen erst hinein in die Falle, man will der Schlange den Kopf zermalmen mit einem gewaltigen Hieb!

Plötzlich ein scharfes Kommando! Und ein einziger Donnerschlag, wie ein die Nacht in Flammen setzender Himmelsblitz, bricht das Feuer aus den deutschen Rohren! Die von den Russen im Dorfe waren, sterben, ohne zu wissen, von wo der Tod kam. Und den Teil des Wurmes, der draußen blieb, haben die Maschinen des Todes unter dem Feuer; die russischen Soldaten sinken um wie die Halme vor der Sense des großen Schnitters. — In den Hecken würgt, mordet der Nahkampf. Viele strecken die Arme zum erbarmungslosen Monde. Der Kampf verröchelt. — Dann das Signal zum Sammeln:

„Der Gefreite Willi Bruckner vortreten!"

Der Gutsverwalter tritt vor. Und der Hauptmann: „Ich danke Ihnen, Kamerad. Ich werde Sie zum Eisernen Kreuz eingeben!"

Spione

Der Zuchthäusler setzte sich an dem einsamen Feldweg am Rain nieder, liebäugelte mit der großen Kognakflasche, aß ein paar Bissen von dem Brot, das ihm doch nicht schmeckte, und trank in Absätzen, stöhnend vor Behagen, eine reichliche Menge von dem goldigen Getränk, das ihm durch die Kehle rann wie Feuer.

Es wollte Abend werden. Sanft hoben sich die Wälder des märkischen Landes, die schwarzgrünen Fichtenhänge im schimmernden Licht; die roten Dächer eines Dörfchens leuchteten ferne, und die Sonne, glühend im rötlichen Dunst, versank am Horizonte. Weiter, wo die Eisenbahn auf erhöhtem Damm wie eine ganz kleine, schwarzglänzende Schlange hinglitt, klang das Abschiedslied der Soldaten, der jungen, deutschen Männer, die nach der Ostgrenze gegen den Feind fuhren.

Er würde sich schon durchdrücken, denn der fremde Paß stimmte natürlich nicht genau über-

ein mit seinem Signalement. Aber die großen Straßen und Brücken, wo überall Militärposten standen, die vermied er schlau, zog durch die Felder, über die Stoppeln und Kartoffeläcker, und wenn er des Nachts in einer Strohmiete wundervoll geschlafen hatte, dann ging's am Morgen weiter durch den Wald, bis an einen einsamen Hof; da brauchte man nur den Moment abzupassen, wo keiner im Hause war. So hatte er sich heute früh gut verproviantiert, unten im Bruch; Schinken, Wurst und Brot, und vor allem die große Kognakflasche, waren mitgegangen, und gespart hatten sich die da auch was — der Strolch schlug grinsend an seine Beinkleidtasche, daß es klimperte.

Dann erhob er sich, er wollte weiter. Hier waren ihm schon zwei Wagen begegnet, auch Radfahrer, wer weiß, am Ende kamen auch Soldaten lang, die konnte er am wenigsten gebrauchen!

Die Sonne war fort; hinter dem Erlenwasser, über den Wiesen, schwebte der Nebel. Wenn nur erst die Dunkelheit hereinbrach, ihm war die Nacht viel lieber als der Tag. . . In Sonnenburg, wo er zwölf Jahre lang durch die eisernen Gardinen geguckt hatte, da war's ihm



immer erst wohl gewesen, wenn der Nachtaufseher die Zellen abklopfte, wenn er selbst mit wachen Augen auf seiner harten Matratze lag und seinem Haß gegen die Menschheit nachgrübeln konnte. Warum? Was hatten sie ihm getan? — Und wieder kam der heisere, grimmige Ton, der kein Lachen war, aus seiner Kehle: wie einen Wolf hatten sie ihn gehetzt, von dem Augenblick an, wo er seine erste Strafe, wegen eines geringen Diebstahls, verbüßt hatte. Er und ein paar andere hatten in der Betrunkenheit zwei Karnickel gestohlen; aber es war Bandendiebstahl, und sie hatten den Kasten, in dem die Kaninchen saßen, „gewaltsam erbrochen", wie es so schön in seinem Urteil hieß; da gab's „aus besonderer Milde" für jeden von ihnen ein Jahr Gefängnis. Er mußte gerade zum Militär, und so riß er als Soldat zweiter Klasse seine zwei Jahre runter, dann kam noch eins in Plötzensee dazu — und der Verbrecher war fertig. . . . Sein Vater, ein alter Krieger von siebzig und einundsiebzig, sah ihn nicht mehr an.

Er war auf dem Gymnasium gewesen, bis Obertertia, sollte etwas Besseres werden — der Alte war Magistratsbeamter — was Besseres,

haha! Und wieder das Lachen, wie aus einer verfluchten und von allem Guten verlassenen Seele.

Dann, als Mechaniker, hatte er wenigstens gelernt, „'ne Falle aufmachen"! Wenn er auch die Lehre nicht durchgehalten und sich von jeher nicht viel aus der Arbeit gemacht hatte. Gerne tat er eigentlich nur eins: er trank. Und konnte Quanten vertragen, die jeden anderen rettungslos umgeschmissen hätten!

Da, er hatte schon wieder die Pulle beim Wickel! Aber er sah sie an und seufzte, er mußte haushalten: heut abend noch einmal vorm Einschlafen — früh um sechse, wenn er aufwachte — seine Zuchthauszeit zum Aufstehen! — und dann, sobald er sich so richtig aus dem Strohhaufen gepuhlt hatte, so um Neune, Zehne rum, dann erst recht! Denn morgens konnte er kein Glied regen, bis er sein Quart infus hatte, aber dann war er auch gleich wie 'ne Feder!

Er hatte den Wald erreicht, in dem schon die Schwärze der Nacht ruhte. Am Himmel hing das zarte Blau, das der Sternennacht voraufgeht, und nur im Westen, wo eben der Tag versank, spielte das Licht noch in seinen hellen Farben.

Der Entlassene schritt den Landweg am Waldrand dahin. Die Einsamkeit schreckte ihn nicht, aber ein Waldvogel, der mit klapperndem Flügelschlag aus dem Wipfel stob, ließ ihn doch zusammenfahren. Jetzt kam er an eine Chaussee, die durch die Tannen führte.

Ganz in der Ferne erschienen ein paar Lichtpunkte, wie matte Sterne aufblinkend aus der Finsternis des Waldweges. Und gleichzeitig ein Surren, Schnarren, das zum Knattern wurde, während die Sternchen schnell zu funkelnden Flammen erglommen. . . . Ein Auto? — Nein, sie wichen voneinander und kamen wieder zusammen, die Lichter, also wohl ein paar Motorräder. — Wenn man jetzt 'n Draht hätte, um ihn über'n Weg zu spannen!!

Da, jetzt waren sie ran, und dicht vor ihm, wo der Waldweg ins Feld lief, hielten sie.

Der Entlassene stand mucksstill, er lauschte. Die beiden redeten hastig, leise miteinander; und soviel hatte er aus seiner Schulzeit gerettet: was die sprachen, das war französisch! Es waren Spione, kein Zweifel!

Nun wandte der eine sein Rad, da fiel der breite Lichtkegel der Scheinwerferlaterne auf den ehemaligen Züchtling.

Der war durch zuviel schlimme Stunden in seinem Leben gegangen, ihn konnte so leicht nichts mehr überraschen.

Er trat vorwärts, als ginge er, dessen Schritte auf dem Landweg unhörbar blieben, ruhig seines Weges, und wollte ganz arglos vorüber. Dabei sah er wohl, wie die Rechte des einen von den beiden nach dem Dienstrevolver fuhr, den er im Gürtel stecken hatte. Und er sah auch, daß beide die feldgraue Offiziersuniform eines deutschen Linienregimentes trugen.

Er sagte recht harmlos: „Guten Abend!" und wollte vorbei.

Da rief ihn der eine an, in deutscher Sprache, die wie in süddeutscher Mundart gefärbt erklang:

„Ach, guter Freund, wir sind Elsaß-Lothringer und nach Berlin kommandiert. Können Sie uns nicht den nächsten Weg nach Küstrin sagen?"

„Die haben's raus!" dachte der Entlassene, „auf so'ne gute Ausrede wär' ich gar nicht verfallen! Aber mich könnt ihr nicht verkohlen, ihr Schlauköppe!" Laut sagte er, ohne eigentlich zu überlegen, als folgte er einer tiefinneren Stimme, einem geheimnisvollen Befehl:

„Ja, da müßt' ich Sie schon hinführen! Aber umsonst kann ich das nicht tun!" Und dabei dachte er: „Wenn ihr richtige, deutsche Offiziere wär't, dann würdet ihr mich vor allen Dingen fragen, warum ich mich hier bei Nacht und Nebel, als waffenfähiger Mann, im Walde rumtreibe! Ihr würdet den Deserteur in mir wittern und mich einfach festnehmen!"

Indem sagte der, der zuerst gesprochen hatte:

„Es kommt uns auf eine gute Belohnung auch nicht an!" und griff in die Beinkleidtasche.

„Aber vorher!" sagte der Entlassene.

Jetzt lachte der andere:

„Wir 'aben gar keinen Lust zu 'andeln... wieviel wollen Sie 'aben?"

„Na, siehste woll!" lachte der Vagabund innerlich, „du kannst ja nicht mal's ‚H' aussprechen!" — „Hundert Mark!" forderte er laut, „aber gleich bar auszahlen!"

„Fünfzig vor- und fünfzig nachher," meinte der erste wieder, „uns liegt nämlich nicht daran, die großen Heerstraßen entlang zu fahren! Sie wissen ja schon: die angeblichen Goldautos, die jetzt überall angehalten werden, daß man da absolut nicht vorwärts kommt. Und wir haben's

eilig," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „wir müssen zu unserer Waffe!"

„Mir liegt auch nichts daran, auf der Landstraße zu wandern," der Entlassene verschluckte sein böses Lachen, „aber kommen Sie man, ich zeig' Ihnen den Weg schon!"

Er bemerkte, daß die Spione sich heimlich anblickten, ihn jetzt wohl als das nahmen, was er ja wirklich war, als einen Strolch, der sein Vaterland für einen blauen Lappen verriet und verkaufte.

Und da blitzte auf einmal in der Finsternis, die die Brust dieses Gesetzlosen viel tiefer und schwärzer anfüllte, als die Nacht den schweigenden Raum des märkischen Föhrenwaldes — da blitzte im Herzen dieses Verlorenen ein Licht auf, so hell und von einer so überwältigenden Klarheit, daß alles um ihn her plötzlich wie in lodernden Flammen stand! Ein Wort, eine Erinnerung, ein Ahnen von etwas unendlich Hohem und Erhabenem erhellte sein ganzes Innere! Das sprach zu ihm und redete mit Posaunenstimme! Das ließ ihn erbeben und erschauern in unnennbarer Seligkeit, und machte aus dem Diebe, dem Mordbuben, einen Mann, der sein Leben gelassen hergab, und der seine Schuld, mochte sie

selbst blutig zum Himmel schreien, mit dem eigenen Blut sühnte.

Die beiden Spione gaben sich halb zu erkennen, als der zweite, der kleinere von beiden, sagte:

„Aber Sie! Wir versteh' keine Spaß! 'ier, diese Revolver sein geladen!"

Der Entlassene sah die Waffe kaum an, er steckte die fünfzig Mark in Gold in seine Jackettasche und sagte leichthin:

„Kommen Sie nur! Ich bring' Sie auf einen Richtweg, da können Sie gut fahren, und den Weg nachher gar nicht mehr verfehlen!"

Dann kehrte er vor den beiden Franzosen auf demselben Wege um, den er gekommen war. Er wußte: ein paar Stunden von hier, an einer scharfen Wegbiegung stand eine Militärwache von sechs Mann und einem Unteroffizier — heut nachmittag hatte er sie noch in weitem Bogen umgangen — mehr brauchte es nicht, um die beiden unschädlich zu machen!

Nun warnte ihn der erste noch einmal:

„Aber, bitte, ja den nächsten Weg, Freundchen! Wir halten Wort, auf die eine und auf die andere Weise!"

Und der Mann, der sein halbes Leben im

Zuchthaus zugebracht hatte, sah mit einem Lachen auf die im Licht der Azetylenlaternen funkelnden Waffenläufe.

Eine Stunde verrann und noch eine — Albert Reimers, dem jetzt merkwürdigerweise sein Name einfiel, sein Name, der ausgelöscht werden würde, sobald! und der doch noch einmal hell aufleuchten sollte aus Schmutz und Schande — Albert Reimers hatte Zeit genug, darüber nachzudenken, wie er's ermöglichen sollte, die beiden festzuhalten, bis die Soldaten dort am Wege begriffen hatten, was zu tun war, wen sie vor sich hatten.

Zu sterben war er bereit. Er war immer ein entschlossener, mutiger Mensch gewesen; und wenn damals die dumme Geschichte mit den Karnickeln — ach was, daran noch zu denken! Sein Herz war so voll von dem, was er tun wollte, mußte! Alles ging auf und unter in diesem großen Entschluß. Aber er wollte nicht umsonst sterben! . . . Und seiner Gewohnheit nach, wenn ihn etwas sehr beschäftigte, griff er zur Flasche — zu einem Viertel fast war sie noch voll — blieb stehen und trank sie leer.

„Na, Sie können's aber gut!" lachte der größere der beiden Spione.

Und befeuert von dem brennenden Naß, sah der Entlassene nun ohne weiteres sein und der Spione Bild im Moment des letzten Endes! Er sah im Geiste die Laternen des Wachtkommandos plötzlich aufglimmen, die die Soldaten in der Nacht sicherlich anzündeten. Und er sah sich selbst, das rechtsfahrende der beiden Motorräder mit all seiner Kraft packen und damit auf die Franzosen rennen, die er niederwerfen wollte und festhalten, bis die Soldaten 'ran waren!... Vielleicht kam er noch dabei weg.... So ein ganz klein bißchen Lebenshoffnung flackerte auf in ihm! Aber vielleicht würden die beiden ihre Revolver auch zur rechten Zeit gebrauchen....

Die Nacht wurde hell. Des Mondes rötlich goldene Scheibe sah über die Föhrenwipfel, und geheimnisvoll woben die Nebel im Bruchland.

„Ist's noch weit?" fragte der Größere.

„Bald da." Albert Reimers Stimme klang so ruhig, da konnte niemand Verdacht schöpfen.

Sie waren am Ziel.... Noch eine Minute, da schimmerte ein mattes Licht durch die Stämme.

Die Franzosen hielten an.

„Was ist das?“ fragte der eine flüsternd, beide hoben den Revolver, auf ihren Führer zielend.

„Das ist das Haus, wo der Chausseegeldeinnehmer wohnt!“ sagte Albert Reimers absichtlich laut, damit die drüben an der Wegecke seine Stimme hören sollten.

Die Spione beruhigten sich, wenigstens schoben sie ihre Räder behutsam weiter.

An der Ecke war Buschwerk, man sah nicht hindurch. Aber sie blieben noch einmal zurück, die beiden, da meinte Reimers:

„Na, kommen Sie denn nich?“

Sie gingen zögernd.

Und auf einmal, drei Schritt vor der Ecke, drehte sich der Entlassene wie rasend um, packte das Rad und rannte den Großen nieder!

Der andere schoß. Reimers fühlte es am Halse und schrie, den Kleinen packend, gellend in die Nacht hinein:

„Spione! Spione! Haltet sie, die Spione!“

Er hörte wieder etwas, das gegen seine Brust schlug. Aber seine Fäuste krallten sich eisern um den Franzosenhals. . . . Ihm wurde es auf einmal so leicht . . . so ruhig, so rein empfand er sein armes Dasein, das unaufhaltsam fort-

rann aus der Todeswunde.... Hatten die Soldaten die beiden? Ach, man trug ihn ja fort — wohin? ... Nun erst kam das Knattern der vor Minuten abgefeuerten Gewehre in sein Ohr. Er versuchte nachzudenken, doch das zerrann alles in der stillen, stummen Glückseligkeit, die sein Herz durchrieselte.... Ein Männerkopf mit dem Helm beugte sich über ihn: „Hören Sie mich noch?" — Er antwortete nicht mehr, nur seine Augen wurden größer im flackernden Licht der Laterne. — „Wir haben sie beide! Der eine ist hin, der andere gefangen!" sagte der bärtige Mund über seinem Gesicht, „und wir danken Ihnen!"

Da kam ein Lächeln in des Sterbenden Angesicht, ein Lächeln....

Hurra!

Myriaden von Flocken, licht wie Silber, tanzen im Raume. Die Erde ist weiß, als wäre sie nie betreten. Vor dem Birkenwäldchen, das ganz in blendende Watte verpackt ist, heben sich Erdbefestigungen der Russen, so fleckenlos, schöngerundet, und davor liegen überall Hügelchen, kleine, weiße, seltsame, längliche Hügel von einer schauerlichen Form ... Das sind Menschenleiber. Einst waren es Kämpfer, die für den Zaren starben.

Man fand die Zeit nicht, sie zu beerdigen. Jetzt ist die Erde Stein, und der Frost hat die Toten hart an den Boden geschmiedet. Die im Schützengraben und in dem Birkenwäldchen verschanzten Russen nehmen es philosophisch; sie schauen kaum hinauf in den Winterhimmel, wo im weißen Wirbel ein Krähenschwarm fraßhungrig kreist.

Am Abend geht die Sonne blutrot nieder. Von drüben her kommt ein dumpfdonnernder

Hall. Sind das des Krieges eherne Worte? — Nein, der See zerbricht zornig brüllend seine Eisfesseln. Das Eis zersprang in meilenweitem Riß. ... Immer härter, grausamer wird der Frost.

„Wodka, bradje*)!" flüstert der russische Horchposten am Waldrand seinem Kameraden ins Ohr .... Sie haben sich beide ganz in den Schnee gegraben! Der andere schweigt .... schüttelt traurig den Kopf.

Drüben, jenseits der Bodenwelle, über die man beileibe nicht wegsehen soll, da liegen die „Pruß". ... Ach, die haben alles! Brot! Warmes Essen! Auch wohl Schnaps! Ja, wenn man ...

Mitten in des Russen Gedanken hinein pfeift plötzlich, nein, heult ein verruchter Ton und ein Knall springt ihm nach, ein Krachen! ... Wieder der See, dessen Eis birst? —

Als Antwort prasselt der Donner ins Wäldchen! Zwischen den Birken, im Schneedampf, schlägt's gelb, rot, braun in die Höhe wie Satanszungen. Ein Gebrüll! Schrei'n Menschen so?! Sie heulen im Tode und schreien wie Kinder. Und Pferde wiehern, gellend zer-

---

*) „Schnaps, Bruder!"

reißt ihr Geklage die träge Luft! Rennen! Jagen! In toller Hast, und mitten hinein die zweite, die dritte, die vierte Granate! Ein Höllenregen!

Da brüllen auch die russischen Kanonen! Aber ihre Kanoniere wälzen sich bald am Boden, verröcheln.

Und auf einmal ein seltsam brausender Klang! Wie ein Riese schreit's, dessen Kopf zornrot in die Wolken fackelt! Wie eine Kehle, die aus Urtiefen herauf, schier übermenschlich herandringt!

„Horr . . . Hurr . . . Hurra! . . ."

Die russischen Maschinengewehre suchen mit Teleskopaugen den Feind. Nach der ersten Panik stehen auch ihre Mannschaften stark und unbeugsam mitten im heulenden Sterben.

Die Deutschen halten ihr Ziel fest.

Und wieder gurgelt's, braust's, brandet's wie aus Meerestiefen herauf:

„Horr . . . Hurr . . . Hurra! . . ."

Schlimmer, markzerreißender als alle Dynamitexplosionen, als alle Kartätschenhiebe ist dieser langgezogene Schrei aus den Kehlen der Männer, die für ein Vaterland kämpfen!

Da sind sie schon! Da, auf der Hügelkuppe! Die grauen Reihen! So schnell, so rasend eilig, springend, tanzend, Siegesdämonen!

„Feuer!“ kommandiert der russische Major und reißt einem Zusammenbrechenden die Ladestreifen für sein Gewehr aus den Händen:

„Rateratateratat . . . tratt tratt tratt!“

Das kleine stählerne Untier bellt unablässig und speit Verderben. Doch die von drüben anrennen, sind auf einmal wie fortgeblasen in die Schneewehe . . . .

Da tanzen sie wieder! Hüpfen von neuem und kommen wie graue Geister aus dem gefrorenen Sumpf. Und immer das:

„Hurra . . . Hurra . . . Hurra! . . .“

Die deutsche Artillerie schweigt. Bei den Russen knattert's, kracht's und hämmert's noch immer.

„Sind die denn unsterblich?“ denkt der russische Major. . . . Da hat's ihn! . . . Er fällt über das Maschinengewehr, dessen Stahlmund verstummt.

Und da laufen ein paar Muschiks in die Birken. Ein Unteroffizier will sie halten und wird fortgerissen. . . . Der Leutnant schießt einen zusammen — im nächsten Augenblick klebt



sein Hirn am Gewehrkolben eines Petersburger Fabrikarbeiters.

„Hurra! ... Hurra!! ...“

Zwischen den Birken im Schneestaub huschen die lehmgrauen Mäntel. Da wehrt sich noch einer! Und ein pommerscher Grenadier, ein Riesenkerl, hebt ihn hoch auf sein Bajonett! Einer rollt wie ein Hase kopfüber, der Nebenmann fliegt blitzgetroffen zusammen. Überall greift und springt der Tod nach dem Leben!

Und der Schnee fällt. Die Flocken, wie lichtes Silber, haben es eilig, das rote Grausen zu verhüllen.

Hornruf!

Die Deutschen sammeln sich.

Nicht alle. Die weiße Winterdecke sinkt auch auf ihre Toten. Aber auf erblaßten Mündern, in geschlossenen Augen steht noch der Sieg geschrieben! ...

Da vergeht am Himmel drüben, wo die Seen klirren, des Tages Schein. Nacht wird's und eisige Ruhe! ....

Die Kosaken

Der Förster lenkte den alten Schimmel, das einzige Pferd, das noch auf dem Gute war, in die Toreinfahrt und fuhr über den verödeten Hof durch die pralle Sonne zu den Ställen hinüber. Dort hing er dem Gaul den Hafersack um und holte ein paar Eimer Wasser. Er blickte dabei nach dem Herrenhause hin, wo die lag, um derentwillen er nicht mitgezogen war in den Krieg. Denn die beiden Mittelfinger der linken Hand, die ihm die Hereros in Südwest weggeschossen hatten, die brauchte er nicht zum Schießen.

Wenn sie nur nicht alle ausgerissen wären, die Jammerlappen! Die Katjuscha war die einzige, wäre die nicht geblieben, dann hätte er hier allein sitzen können mit der gnädigen Frau Baronin, die im Wochenbette lag und ihren Erstgeborenen an der Brust hatte.

„Heyden", hatte sein Chef gesagt, „ich weiß, Sie bleiben nicht gerne hier. Aber tun Sie's für mich! Ich vertrau' Ihnen mein Liebstes an!"

Und Hubert, den Riesenkörper so stramm, wie früher bei den Gardeschützen in Groß-Lichterfelde, bei denen auch der Baron als Hauptmann gestanden hatte, der hob die Hand an den Jägerhut und sagte:

„Herr Baron können ruhig reisen; so lange ich lebe, geschieht der gnädigen Frau nichts!"

Das war nun drei Wochen her. In der ersten Zeit ging auch alles gut. Trotzdem die Grenze nahe war, lebte man hier sicherer, wie anderswo; das Gut lag ja mitten im Walde und die nächste Landstraße eine gute Meile weit. Gerade eben kamen windverwehte Klänge einer Regimentsmusik durch die stille, heiße Luft von dort herüber.

Hubert Heyden lauschte. . . . Wer da so mit könnte! Fast unmutig sah er einen Augenblick hinauf nach dem offenen Fenster im ersten Stockwerk, hinter dessen weißer, herabgelassener Gardine die junge Frau seines Herrn mit ihrem Kinde schlief. Aber er wollte seine Dame nun doch in ein gutes Versteck bringen und wartete nur noch darauf, daß die Katjuscha zurückkam, mit der in der Frühe eine Kuh, Betten und andere Sachen ins Jagdhaus voraus-

geschafft worden waren. Das lag im Walde, mitten zwischen den dicksten Schonungen.

Er ging um die Pferdeställe herum, durch den Obstgarten, weil er bei der kleinen Pforte mal den Weg zum Walde raufschauen wollte, wo denn die Katjuscha bliebe. Und freute sich noch über die Schwalben, wie die mit den Hühnern und Tauben treu zum Hofe hielten, wie sie mit Freudezwitschern ihre zweite Brut im Fluge unterwiesen.

Da hörte er auf dem Wege, der am Zaun des Obstgartens hinlief, Hufe klappern. Hubert Heyden blieb stehen, wie aus Erz gegossen. Nur sein Kopf mit dem schwarzspitzbärtigen Jägergesicht bewegte sich lauernd.

Ha! Das waren Kosaken — einer, zwei, drei, viere — fünf Mann. Ritten vorsichtig und gingen über in leichten Trab.

Hubert Heyden, dessen lange Beine unglaublich flink waren, kam mit ihnen zugleich am Tor an.

Sie drängten zu Hauf in den Hof, hielten ihre kleinen, lustigen Pferde an und machten durch Gebärden begreiflich, daß sie zu essen haben wollten.

Der Förster überlegte. Er war bis auf den Hirschfänger unbewaffnet, seine Büchse hatte er drüben im Vorflur des Herrenhauses stehen. Und schließlich, zu essen könnten sie ja bekommen; es war genug da, was doch sonst verdarb.

So winkte er ihnen. Und die Kosaken, von ewigem Hunger geplagt, folgten dem Förster ins Leutehaus, wo er ihnen Schinken, Wurst, Eier, Butter, Schmalz, Brot und Bier aus dem Vorratskeller auftischte. Und als sie Schnaps forderten, lief er nach der nebenan liegenden Brennerei hinüber und lieferte ihnen seelenruhig ein hübsches Gebinde von dem Kartoffelspiritus aus — der preußische Zollbeamte würde ja wohl hoffentlich nichts dagegen haben! Und wahrhaftig, die Kerle soffen den reinen Sprit! Dabei hieben sie in die Vorräte, daß der Tisch im Umsehen leer wurde.

Ihre Gewehre hatten die Kosaken in die Ecke gestellt, die Mützen mit dem breiten Deckel schief auf dem Kopf, die blauen, kurzen Waffenröcke offen, und an ihren dunkelroten Hosen, die pludrig über die kurzen Schaftstiefel fielen, klirrten bei jeder Bewegung die Säbel, die krummer als die unserer Reiter waren.

Nun erhob sich der Führer und schrie:



„Bratjez, budjem tanzawatsch!“*)

Sofort sprangen die andern auch auf und tanzten sporenklirrend und stampfend, daß die Diele dröhnte, eine Masurka.

In die von Staub und Dunst erfüllte Stube flammten die Lichter der Mittagsonne. Der Förster saß noch am Tisch, seinen Krug Bier vor sich; er hatte den Kosaken Tabak gegeben. Und der Unteroffizier schlug ihm, mächtig aus seiner Pfeife paffend, auf die Schulter und sagte mit der lauten Stimme, die ihnen allen eigen war: „Wodka charoscho, bradja!**)

Hubert Heyden trank den Russen zu und lachte.

Das bloße Trinken langweilte die Kosaken, die schon berauscht waren, sie warfen sich mit Brotstücken und Wurstpellen und einer sang dem andern Trutzlieder.

Da rief einer: „Dei mne Gjenschen!“***)

Hubert Heyden tat, als verstehe er nicht. Doch der Russe machte seinen Wunsch abermals durch Gesten recht begreiflich.

Der Förster zuckte die Achseln, damit konnte er sie leider nicht erfreuen! . . . Und spähte heim-

*) „Kommt, Brüderchen, laßt uns tanzen!“
**) „Dein Schnaps ist gut, Bruder!“
***) „Gib uns Weiber!“

lich den Weg entlang, den die Katjuscha kommen sollte.

Da — ein wilder Schrei aus russischer Kehle ließ Hubert Heyden sich entsetzt umblicken! — In der offenen Tür stand in weißem, losem Kleide, wie ein schöner, blasser Engel, die junge Frau, die Wöchnerin! Sie konnte nun schon ein wenig gehen und war, von dem Lärm der Saufbrüder geängstigt, herübergewankt. Sie stand in der Tür, nach deren Pfosten die von einem namenlosen Schrecken überfallene griff, um nicht hinzusinken.

Aber Hubert Heyden war schon bei ihr.

Ein paar von den Kosaken, die ihm im Wege gewesen waren, lagen auf der Diele und halfen sich fluchend auf.

Er selbst hatte die junge Frau hinausgedrängt und stand nun breitbeinig in der Tür, mit jeder von seinen Bärenfäusten einen Türpfosten umklammernd.

Die Russen drängten wütend wie ein Keil gegen ihn an, und der vorderste riß seine Nagaika vom Gürtel, weit zum Schlage ausholend.

„Ubireisa won swinja!"*) brüllte der Kerl.

*) „Mach, daß du fortkommst, du Schwein!"

Hubert Heyden sah, sich umblickend, zu seiner unaussprechlichen Freude, daß auf dem Hofe die wohl eben angekommene Katjuscha die Wöchnerin auf ihre starken, jungen Arme genommen hatte und sie ins Haus schleppte.

Indem traf ihn das Blei am Lederriemen der Kosakenpeitsche gegen den Kopf. Nun wurde er zornig. Er packte den, der geschlagen hatte, und warf ihn wie einen Felsstein zwischen die andern. Die liefen zu ihren Gewehren. Da machte Hubert Heyden kehrt und rannte, was seine langen Gardeflügelmannsbeine hergaben, über den Leutehof, um die Brennerei herum. Gerade wie er um die Mauerecke bog, knallte der erste Schuß hinter ihm; die Ziegel spritzten dicht neben ihm von der Wand.

Aber fünf Sekunden später stand er in der großen Flurhalle des Hauses, wo die Hirschgeweihe alle hingen, und hatte seine Repetierbüchse, Modell 98, in der Faust.

Da kamen sie! Er strich ruhig an der geschlossenen Flügeltür an und schoß den vordersten durchs Herz. Der nächste stolperte über den Gefallenen und bekam im Fallen die Kugel ins Genick. Er brüllte dumpf auf wie ein Stier, der geschlagen wird. Da stutzten die drei übrigen

und schossen fast gleichzeitig nach der hohen Eichentür. Aber zu hoch, denn Hubert Heyden hatte sich à tempo auf die Steindiele geworfen. Und im nächsten Augenblick wälzte sich wieder ein Russe im Sande.

Die zwei Überlebenden flohen. Den einen erreichte das Geschoß des mit der kalten Sicherheit des alten Kombattanten und Jägers schießenden Grünrocks schon beim vierten Sprunge.

Hinter dem letzten mußte der Förster ein Stück herlaufen, ehe er ihn zum Schuß bekam. Es war ihm wirklich nicht angenehm. Er war auch gar nicht mal in der Rage; aber es half doch nichts, er mußte den Kerl abschießen, wenn er nicht riskieren wollte, daß ihm der das ganze andere Gesindel auf den Hals hetzte!

Er ging hinauf in den Oberstock und klopfte. Die junge Frau lag in tiefer Ohnmacht. Und Katjuscha weinte:

„Is sich alle, tott . . . gnädiges Frau!"

„Ach, du dumme Trine!" Er suchte und fand Kölnisches Wasser und zeigte Katjuscha, wie man die Eau de Cologne aufs Tuch gießen und die Schläfen der Ohnmächtigen damit reiben müsse — denn er selbst getraute es sich nicht mit seinen großen Händen.

Die junge Mutter schlug ihre großen blaugrauen Augen auf und fragte mit denen, was geschehen sei.

„Ach, es ist alles in Ordnung, Frau Baronin . . . ich mach bloß noch den Wagen zurecht, dann fahren wir ab!“ Dabei dachte er: „Beerdigen kann ich ja die Russen heute nicht, aber ich wer' se recht schön in den Rübenschuppen legen, da is kühl, und morgen komme ich dann schon früh wieder her!“

So tat er auch. Nur die Löcher, die die Kugeln der Kosaken in die Eichentür geschlagen hatten, die hatte er übersehen. Und als sie die junge Frau hinabtrugen in den Wagen, bemerkten die entsetzten Augen der Wöchnerin die splitternden Ausrisse an der Innentür.

„Sind Sie verletzt, Hubert?“ fragte sie zitternd.

„Nein, gnädige Frau, ich nich!“ sagte er treuherzig.

Da mußte sie in all ihrem Schmerz und Schrecken lächeln.

Klembke

„Lassen Sie mal den Mann vortreten, Herr Leutnant, den dritten in der ersten Reihe rechts . . . ja den!“

Der Feldgraue erhielt den Befehl und marschierte auf den Hauptmann zu. Er hatte ein paar Beine, daß bequem ein Pudel hindurchspringen konnte; die rechte Schulter zog er beim Gehen etwas hoch, und es hingen zwei kolossale Arme an dem mittelgroßen, gedrungenen Körper herab. Mit dem Rucksack und dem vorsintflutlichen Helm sah er grotesk aus.

„Wie heißen Sie?“

„Befehl, Herr Hauptmann, Klembke.“

„Landsturm?“

„Befehl, Herr Hauptmann, nich! Kriegsfreiwill'ger.“

„Ach so . . . na, was sind Sie denn in Ihrem Zivilleben?“

„Befehl, Herr Hauptmann! Schausteller.“

„Was sind Sie? . . . Schausteller? . . . . was ist 'n das?"

„Befehl, Herr Hauptmann, das sind so 'ne Leite, die reisen uff die Märkte rum un da schlagen se ihre Buden uff un machen allerhand so 'n Zeck."

„So, na denn könn' Sie wieder eintreten!"

„Befehl, Herr Hauptmann!"

Musketier Klembke machte kehrt. Und über des Hauptmanns Gesicht ebenso wie über das seines Adjutanten, des Oberleutnants Schirrwanke, glitt ein Lächeln. Aber die beiden Offiziere wandten sich rasch zur Seite: sie sahen nämlich, daß die Leute in der Front ebenfalls grinsten.

„Hat der Kerl aber 'n paar Bäckerbeine!" sagte Hauptmann v. Röder leise, „stellen Sie sich mal vor, lieber Schirrwanke, wir sollten mit dem 'n Parademarsch exerzieren!"

Der Leutnant hob leicht die Achseln.

„Solche Leute schlagen sich manchmal wie der Deubel, Herr Hauptmann."

„Recht haben Sie!" Der Hauptmann nickte jetzt wieder ganz ernst. „Wir werden bald genug drin sein im Feuer!"

Er lauschte hinüber nach Westen, von wo unablässig ein Rollen und Grollen herüberdrang,

ein Getöse, als brülle und bebe die alte Mutter Erde.

Am Abend kam der Befehl, das Regiment sollte vorrücken, in die Front. Die Stimmen der Kanonen wurden lauter, es war, als entfache man ihren Zorn, der anschwoll und sich steigerte zum Wutgeheul und rasendem Gebrüll. .... Hauptmann v. Röder zockelte auf seinem Braunen an seiner Kompagnie vorbei; es waren viele unter den Soldaten, die frisch aus der Heimat kamen. Einige, denen doch der Schweiß von der Stirn rann, waren totenbleich. Andere sahen mit einer forierten Lustigkeit drein, oder sie machten es denen, die schon Pulver gerochen hatten, nach und taten recht gleichgültig.

Da fiel Hauptmann v. Röders Blick auf Klembke. Der wackelte ein bißchen im Marschieren, das gaben die Beine nicht anders her; aber keine Spur von Ermüdung oder von Verstörtheit war in seinem breiten, braunen Gesicht. Er ging, als ob er es sehr eilig hätte, an eine wichtige, sehr wichtige Arbeit zu kommen, die für ihn nichts Fremdes oder gar Unangenehmes hatte. Er war ganz, mit voller Seele bei der Sache, das sah man. Er ärgerte sich, als jetzt ein Offizier heransprengte mit der Meldung, das Regiment

solle hier Rast machen bis zur Dunkelheit und dann erst, unter dem Schutze der Nacht, in die Feuerlinie vorgehen.

Die Dämmerung kam: hinter den Mannschaften versank die rote Sonne in den schwarzblauen Wolkenbergen .... Das Artilleriefeuer ließ nach, nur manchmal krachten und klirrten die Schrapnells noch, deren Feuerwölkchen man aufglühen sah am dunstigen Abendhimmel, über den sanften Hügel hinweg .... Dann knallten Gewehrschüsse, in vollen Akkorden und spärlicher, sich ermutigend und sich gleichsam am eigenen Hall befeuernd, um mehr und mehr zu versiegen, seltener zu werden und endlich ganz aufzuhören.

Da scheuchten gedämpfte Kommandos die Soldaten des Infanterieregiments empor. Manch einer mochte denken: Das ist wohl das letzte Stück Brot gewesen, was du hier gegessen hast!

Klembke klopfte die Pfeife aus, half seinen Nachbarn, in Schick zu kommen, und pendelte mit seinen drolligen Beinen so lustig weiter, als wollte er sagen: Na, nu is's aber auch die höchste Zeit, daß wir hinkommen!"

Die Leute waren angewiesen, nach Möglichkeit Geräusche zu vermeiden. Sie kamen auch

recht gut über den Hügelkamm, trotzdem der um acht Uhr aufgehende Mond jetzt um sechseinhalb schon eine ganz verwünschte Helligkeit ausstreute. Aber als sie über den Hügel und im Schatten waren, da begann der Feind mit seinem riesenhaften Lichtfinger das Gelände abzutasten. Der leuchtende Verräter lag lange auf der Hügelkuppe. Offiziere und Unteroffiziere flüsterten ihren Leuten zu, sie sollten sich nicht rühren, nicht das Auge im Kopf sollten sie bewegen! Und diese Männer, die die Schlacht noch nicht kannten, denen noch nichts von der stillen Selbstverständlichkeit des Hinsinkens und Sterbens in die Seele gedrungen war, die standen, als habe ein heilloser Spuk sie plötzlich erstarren und der Erde gleich werden lassen. Minutenlang irrte die böse Helle um sie her, verlosch und kam mit rascher Arglist wieder, um doch noch eine Bewegung abzufangen. Aber Befehl und Scheu banden gleichmäßig die Glieder. Erst als der gleißende Spion längst dahin war, schlichen die Soldaten weiter, den Schützengräben zu, in denen ihre Kameraden zwei ganze Wochen gekämpft und gewacht hatten.

Die Ablösung ging glatt. Nur als die Erlösten davonhuschten, warfen die Engländer

wieder mit Licht um sich und fingen sofort an zu schießen.

Oberleutnant Schirrwanke kommandierte im Graben:

„Sowie ihr's wo aufblitzen seht, gebt ihr Feuer!"

Dabei stand er zufällig neben Klembke.

Der hatte sein Gewehr gleich raus aus dem Unterstand!

Da drüben jenseits des Flusses blitzte es! Und „peng!" ging's bei Klembke. Ein Wehschrei tönte drüben in der vielleicht fünfhundert Schritt entfernten Feuerlinie der Engländer.

„Nach dem Schuß müßt ihr euch gleich ducken!" meinte der Oberleutnant.

„Och!" sagte Klembke und schoß wieder in einen drüben aufzuckenden Feuerstrahl hinein. Der dort gestanden hatte, brüllte einen Fluch, den man bei dem günstigen Wind bis herüber hörte. Wie Klembke den Dritten erschoß, hatten's die Feinde spitz, woher der Tod funkte. Da pfiffen die Kugeln nur so um den mit den runden Beinen. Eine nahm ihm die Helmspitze weg, die andere zerschlug sein Gewehr. Er schrie ein gemeines Wort und nahm ohne zu fragen dem Nachbar, der unschlüssig zielte, das

Gewehr. Und dann riß der Hexenmeister wieder Funken, immer hinein ins Feuer der Engländer, und horchte, sich kaum duckend, gespannt auf die Treffer.

Der Oberleutnant stand kopfschüttelnd daneben. Und Hauptmann v. Röder, bis zu dem die Schauermär schon den Schützengraben entlang gelaufen war, der schob sich auch heran hinter den Soldaten.

Die Engländer hatten mit ihrem Geknalle aufgehört.

„Von wejen die Quittung!" meinte Klembke und gab das geborgte Gewehr wieder ab.

„Wo haben Sie denn das gelernt?" fragte v. Röder.

„Befehl, Herr Hauptmann, det is doch mein Jeschäft! Ick war doch in 'ne Schießbude. Ick mußte se immer wat vorschießen uff de Fliejenscheibe. . . Drei Schuß fimwunzwanzig Fennje. . . . Det zählt bis achtundvierzig uff de Scheibe, un wer det dreimal macht, der kriecht 'ne Mark! . . . det heeßt," er zwinkerte schlau mit dem fast wimperlosen Auge, „det is natierlich Falle, denn aus't Publikum macht det keener nich!"

„Aber Sie schießen doch hier nach dem bloßen Richtungsgefühl?"

„Richtungsgefiehl? . . . Nee, Herr Hauptmann, woso denn? Ick seh' doch det Feuer! Det kommt doch vorne raus wie 'n Kuhschwanz! Da halt ick janz eenfach druff! Det is noch lange nich so schwer, wie wenn ick bei uns in de Bude det Licht ausgeschossen habe, wat hinter so 'n janz kleenet Loch in de Scheibe jestellt wird. . ." Indem fiel sein Auge auf die zerschossene Büchse. „. . . Aber wie wird et denn nu mit det Jewehr, des mir der Dussel da drieben entzweejeschossen hat?" . . . Ihm fiel wohl ein, daß er mit dem Vorgesetzten nicht so vertraut reden dürfe, er wiederholte: „Verzeihen jütigst, Herr Hauptmann, nu hab' ich doch kein Jewehr!"

Herr v. Röder lachte.

„Ja, das ist schlimm! Aber wissen Sie was, ich werde Ihnen man lieber zwei geben lassen! Bei dem Betrieb, da hält das eine doch nicht lange vor!"

„Befehl, Herr Hauptmann!" sagte Klembke und nahm dankend die Zigarre, die ihm sein Vorgesetzter reichte.

Sie hatten ihm drüben in der englischen Linie schon einen Namen gegeben. „All ready!" nannten sie ihn, das erzählte ein gefangener Brite, den man bei dem letzten Ausfall mit-



genommen hatte. Eine böse Geschichte das! Die drüben hatten unter dem Schutze der Dunkelheit, früh, als der Mond fort war, den Drahtverhau erreicht, vorm ersten deutschen Schützengraben; und natürlich mußten die Deutschen 'raus aus ihren Löchern! Aber weiter hatten die Jamfresser ja gar nichts gewollt! Einundzwanzig Mann fehlten von der Kompagnie, als sie zurückkam.

Den lieben „Vettern" auf der andern Seite war nicht zu trauen, darum gingen die deutschen Sanitäter erst am nächsten Abend, als der volle Mond im Gewölk verschwand, auf die Walstatt. Acht Leute mit vier Tragbahren und ein Unteroffizier. Man ließ sie ruhig bis an die Verwundeten 'ran, dann knatterte es drüben die ganze Reihe entlang wie verrückt. Was nützte es, daß die Deutschen wieder schossen und Klembke wie ein Satan ins englische Feuer knallte! Jetzt lagen dreißig Feldgraue nicht zweihundert Schritte vor der Front! Unter ihnen Oberleutnant Schirrwanke. Und das Stöhnen der Verwundeten, ihre halb wahnsinnigen Bitten, sie doch nicht hilflos umkommen zu lassen, machte den Kameraden im Schützengraben das Blut schäumen. Einer der Ihren sprang plötzlich mit

den schreienden Worten: „Ich halt's nicht aus! Das halt ich nicht aus!" empor, und ehe ihn die andern halten konnten, war er auf der Brustwehr, um mit brüllendem Gelächter vorzustürzen. Er kam nicht zehn Schritte weit, da fiel er, schon durchlöchert von englischen Kugeln, zusammen. Klembke konnte gerade noch einen von den Meisterschützen abfassen.

Der Hauptmann, der eben ein wenig ruhen wollte, der hörte das Knallen, kam her und fragte. Da klang es brüchig, zerrauft, wie wenn der Wind es spräche, vom Felde her:

„Schießt uns doch wenigstens tot! Laßt uns nicht so jammervoll ver . . . ." Das letzte nahm die Luft fort. Und der Hauptmann weinte wie ein Kind. Eine Stunde später gab's da draußen einen trockenen, kurzen Knall, wie wenn ein alter Hund nochmal aufbellt vorm Verenden. Einer von den Verwundeten wollte nicht länger auf Hilfe warten, er hatte sich selbst geholfen.

Da meldete sich Klembke bei Herrn v. Röder.

„Befehl, Herr Hauptmann, ick habe 'n Idee! Wir lassen unsere Verwundeten von dem Laatsch, dem Engländer, selber 'rinholen! Wat sitz'n der hier 'rum un frißt uns unsern Proviant uff!

Erscht stecken wa' 'ne weiße Fahne 'raus un denn schieben wa' ihm selbst an de Oberfläche! Schießen se 'n dod, na scheen, denn kenn' wa' uns ooch nich helfen! Dann fällt er ebent uff dem Altare von de christliche Nächstenliebe!"

v. Röder lächelte.

„Aber wird er's denn auch tun? Und außerdem, er reißt uns doch aus, sowie er aus 'm Graben ist."

„Befehl, Herr Hauptmann, aber eemal hole ick ihm gleich wieder in!" Klembke klopfte vielsagend mit der Hand ans Gewehr: „Un denn habe ick ooch der Absicht, ihm zu bejleiten, schon von wejen weil er doch die Leite nich alleene dragen kann!"

„Aber Sie selbst werden nicht davonkommen, lieber Klembke!"

„Befehl, Herr Hauptmann, det lassen Sie man meine Sorge sind! Ick benutze ihm, wat man so sagt, als Schild! Un die Kugel, die mir treffen soll, die muß immer erst mang ihm durchjehn! Also kann ick, ja . . .? De Hauptsache is, det 's noch hell is dabei!"

Achselzuckend gab Herr v. Röder seine Einwilligung.

Derweilen pumpte sich Klembke ein weißes Hemde und machte eine Parlamentärflagge draus.

Die stieg hoch an einer Muskete.

Der Hauptmann beobachtete aus einer gutgedeckten Ecke heraus, daß da drüben ebenfalls sich Ferngläser, aber auch Gewehrmündungen nach der Flagge hinwandten.

Nach einigen Minuten erschien der Engländer, mehr tot als lebendig, fürchterlich fluchend, von sechs kräftigen Armen emporgehoben, auf der Schußfläche.

Einmal knallte es. Das Geschoß pfiff an dem langen Kerl vorbei, der zu heulen anfing, übrigens aber ruhig am Grabenrand stehenbleiben mußte, denn Klembke, der waffenlos war und die weiße Armbinde mit dem roten Kreuz trug, hatte ihm einen guten Strick zweimal um den Leib gebunden.

Nun hörte auf ein Signal die deutsche Artillerie im Rücken der Linie zu feuern auf. Und gleich danach schien auch das letzte Schrapnell der Feinde zu verzischen. Aber das war nur Zufall gewesen. Noch während der Engländer und Klembke, wie ein Mann, die Körper dicht aneinander, übers Feld zogen,

krachte, knatterte und klirrte es von drüben her schon wieder, sah man am grauen Herbsthimmel weiße, flockige Wölkchen urplötzlich entstehen, aus denen Feuer hervorbrach und der Tod herabsauste.

Der Engländer blickte fortwährend hinauf nach den verderbenspeienden Wolken. Aber Klembke schob ihn rüstig vorwärts.

„Mensch!" sagte er, obwohl doch der andere kein Wort verstand, „wenn deine Brummochsen da drieben nich uffheeren, davor kann ick doch nischt! Jibb se doch 'n Zeichen, det se ihr Feier instellen! Un wat von da oben kommen soll, det verteilt sich scheeneken uff uns beede! Nu man los un mach' keene Zicken nich, sonst stoßte dir an meine Fäuste, du langbeeniger Deutschverderber du!"

Sie waren schon bei den Verwundeten. Und trugen einen nach dem anderen an die deutsche Linie. Wenn's hinging, war Tommy Atkins allemal vorauf. Schleppten sie aber einen Blessierten, mußte der Engländer, dessen Strick Klembke nicht losließ, die Bahre hinten an den Beinen des Mannes tragen. Nicht eine Sekunde vergaß der Berliner, sich zu decken, und redete dabei immerzu auf seinen Kumpan ein.

„Detste dir nich von mir wechwendst, du, heerste? Denn in mich licht deine Sicherheet ooch mit drin! . . . Mit den Oogenblick, wo ick falle, beschießen dir meine Kameraden, det de aussehst wie 'n Kaffeesieb . . . so! . . . da faßte an! . . . du lernst et noch! . . . langsam! . . . . Bums, da spritzt der Dreck schon wieder!"

Eben holten sie den Leutnant Schirrwanke herein. Er hatte eine Kugel durch die Brust, eine im Knie. Aber er lachte, als er den deutsch-englischen Zwangsverband zu immer neuem Liebeswerk marschieren sah.

Und sie hatten beide gerade den letzten noch lebenden Mann aufgeladen, als ein Granatvolltreffer von Englands Gnaden die Bahre mit dem Verwundeten in Stücke hieb und den Engländer mitten voneinanderriß.

Klembke lag von dem Luftdruck geworfen platt da.

„Es ist doch schändlich!" sagte der Hauptmann, „so ein . . ."

Er kam nicht weiter. Plötzlich, mitten in diese gräßlichen Empfindungen hinein kam ein Lachen in die Leute.

Da rannte ja einer!

Klembke! . . . Der wie ein Stück Gummi vom Boden aufgeschnellt war und im Zickzack, die krummen Beine unendlich fix gebrauchend, daherflog.

Die Engländer schossen, sie schossen wie nicht klug!

Aber Klembke, der war schon im Graben!

„Wat wollt ihr denn, ihr Quatschköppe!" meinte er halblaut, als vier, fünf ihn zugleich umarmten.

Und der Hauptmann, der seinen Oberleutnant verbinden half im bombensicheren Unterstand, sagte leise:

„Solch Mensch, der braucht gar keine Auszeichnung, der trägt sein Eisernes Kreuz im Herzen!"

Hyänen des Schlachtfeldes

Die Sterne erblaßten und der Himmel fing an, lichter zu werden. Aber in den Gründen, um die Büsche und Bäume, die allmählich sichtbar wurden, brodelte der Nebel. Da kam ein Wind auf, riß die weißen, flatternden Lappen in Fetzen und trieb sie nach Westen, wo noch Finsternis herrschte.

Die Sanitätskolonne rückte vor, man stieß auf die ersten Toten. Im Licht der Scheinwerflaternen sah man einen französischen Jäger in seiner blaugrauen Uniform in einer noch im Tode wütenden Umklammerung mit einem deutschen Landwehrmann. Der Deutsche hatte den Stahl des Franzosen in der Brust; doch seine Fäuste umkrampften den Hals des Feindes, er hatte ihn in einer letzten Anstrengung erwürgt.

Dann kamen drei feldgraue Männer, die der Tod beim Vorwärtsstürmen mit französischen Schrapnellkugeln niedergemäht hatte. Sie lagen alle drei auf dem Gesicht, und ihre Fäuste

reckten noch wütend die Gewehre vor, deren Bajonette im Lichtschein aus dem Grase hervorblinkten.

Dort saß einer. Die Sanitätsmannschaften dachten, er lebte noch; aber sein Haupt, auf dem der Helm verrutscht war, neigte sich im Tode. Eine Kugel in den Leib hatte ihn niedergeworfen, und eine andere, barmherzigere, seine Qual geendet.

Tote, Tote und immer wieder Tote.

Die Sonne wollte aufgehen. Der Wind war still geworden, und ein süßer Schimmer, wie erwachender Rosen Glut, zog vom Aufgang über die Welt. Der Tag kam. Die Vögel, vom Mordlärm des vorigen Tages vertrieben, waren zurückgekehrt und stimmten ihre Lieder in den Büschen und Bäumen an. Und die Heiterkeit des Lebens, des unerschöpflichen, unausrottbaren Lebens berührte für Augenblicke das Herz der Männer, die ihren wunden Brüdern Hilfe bringen wollten.

„Die Hunde los!" befahl der Kolonnenführer in dem Augenblick, als ein Stöhnen die Nähe eines Hilfsbedürftigen verriet.

Man ging, den in einer Vertiefung der Wiese liegenden Verwundeten, dessen hoch-

emporgereckter Arm Hilfe heischte, aufzuheben. Es war ein französischer Spahi, ein afrikanischer Reiter, der mit gebrochenem Bein, sonst aber unverwundet, unter dem getöteten Pferde lag. Sein roter, innen weiß gefütterter Burnus prunkte über dem grünen Grase, und die dunklen Augen in dem gelben, elenden Gesicht leuchteten vor Dankbarkeit, als man ihn vorsichtig auf die Bahre hob. Von nun an wurden die toten Pferde häufiger. Die Afrikaner schienen hier einen Flankenangriff versucht, sich aber vor dem präzisen Feuer der deutschen Infanterie schnell zurückgezogen zu haben. Trotzdem leuchteten die Mäntel, die Fesse mit dem weißen Sonnenschleier und die blauen Pluderhosen wie bunte Blumen im Grase. Dazwischen das ernste, stille Grau der preußischen Infanterie, die hier ihr Blut verspritzt hatte.

Erst drei Verwundete hatten die Krankenträger zurücktransportiert an die Straße, wo der große, graue Autobus hielt. Zwei Franzosen, die im Sterben lagen, erfrischte man, gab ihnen Kampfer und bezeichnete ihre Lage, um sie später noch einmal aufzusuchen.

Die Hunde wurden gelöst. Der Schäferhund, ein hübsches, fast schwarzes Tier, ging

in gestreckter Flucht ab, das Feld in mächtigen Sprüngen nehmend. Da! er schlug an — er hatte einen Verwundeten gefunden. Im Eilschritt näherte sich die Kolonne. Ach, es war ein ganzes Nest von Blessierten, die aus dem Feuer gekrochen waren, und in dem nassen Wiesengraben sich versteckt hatten. Hier lagen und saßen die acht Soldaten beieinander, Franzosen und Deutsche, die der Schmerz zu Brüdern gemacht, die jetzt mit ihren zerschossenen Armen und Beinen, mit blutenden Köpfen und zerrissenen Leibern erkannt hatten, daß sie alle Söhne der großen Allmutter Erde waren. Zwei Deutsche lagen tot zwischen den übrigen. Ein Offizier, dem ein Granatstück den Arm zerschmettert hatte, redete im Fieber, er kommandierte:

„Drauf, Kinder, drauf! Wir sind doch Deutsche! . . . Davonlaufen . . . haha!" Er lachte klanglos und heiser und versuchte mit den verdorrten, rissigen Lippen einen Sturmmarsch zu pfeifen.

Inzwischen kam der Airedale-Terrier, ein ungewöhnlich starkes Tier, in meterlangen Fluchten übers Feld. Er war als Verweiser ausgebildet, und faßte den Soldaten, der ihn

führte, beim Rockzipfel. Das hieß: komm, ich habe einen!

Zwei Krankenträger gingen gleich mit, und wieder hatten sie im dichten Gebüsch wunde Männer geborgen. Nun hatte die Kolonne zu tun. Während man hier und dort Schmerzen linderte und Verzweifelnden neue Hoffnung gab, erscholl plötzlich in einiger Entfernung das tiefe, wütende Bellen eines Hundes.

„Das war Trumpf," sagte der Soldat, der den Airedale führte, „aber es ist kein Verwundeter, den er hat, . . . nein . . ."

„Los," kommandierte der Kolonnenführer, „vorwärts, Müller und Schmidt. . . . Die andern bleiben hier. . . . Deckung nehmen, daß wir möglichst ungesehen rankommen."

Der Hund bellte noch immer wütend. Der Führer und seine zwei Mann gingen im Laufschritt vor, nach der Richtung hin, wo zwischen dichtem Gebüsch die letzten Nebelschwaden zogen.

Die Gewehre schußfertig, auch der Führer hielt eins gespannt im Arm, eilten sie durch das nasse Gras, zwischen den stellenweise mit Drähten gesperrten Hecken dahin, die erst durch die

vereinten Anstrengungen der drei Männer freigemacht wurden.

Fasanen und Enten standen klatschend vor ihnen auf, und im Morgenlicht funkelte das Gefieder der Vögel. Der Hund bellte noch immer, und der Soldat meinte:

„Das tut Trumpf sonst nie, er muß Zivilisten vorhaben."

Jetzt knallte ein Schuß. Der Hund heulte auf, aber bald darauf wurde sein Gebell zum wütenden Geifern. Sein Führer, der das starke, für Fremde gefährliche Tier kannte, wußte: jetzt hatte der Hund seinen Mann gefaßt.

Und auf einmal sahen sie die Szene.

In einer Lichtung des Gebüsches kamen ein Mann und ein Weib schnell näher. Der vorderste drang mit einem Offiziersdegen auf den Hund ein, der einen dritten, im Grase zappelnden Mann gepackt hatte. Der stieß mit den Beinen in die Luft, und das durch den Schuß gereizte Tier würgte ihn. Nun stach sein Kumpan nach dem Hunde; im selben Augenblick hing der Airedale mit Wutgeheul an seinem Halse und riß ihn zu Boden. Der Kerl brüllte wie ein Tier, das gestochen wird, er hangelte mit den



Armen über dem Grase, der Degen entfiel ihm, er schrie nicht mehr, er röchelte laut und schauerlich.

Der Führer, wie seine Leute gedeckt stehend, nahm das Glas an die Augen. Er sah deutlich die Säcke, mit denen das Weib und der halbwüchsige Bengel, die die Angst an den Boden bannte, bepackt waren. Unweit von ihnen lagen ganze Ballen von Uniformen und Gegenständen, die den armen, toten Soldaten gehörten, Schmuck und Uhren blitzten in der Sonne.

Jetzt zogen sich die beiden Elenden langsam zurück. Da sprang der Bengel seitwärts, raffte ein Gewehr auf und machte sich am System zu schaffen.

Drüben lagen die beiden Leichenräuber ganz still. Waren sie dem furchtbaren Gebiß des Hundes erlegen, der noch immer über dem zuletzt Niedergerissenen stand und mit heiserem Wutlaut auf ein sich Rühren des Zerfleischten lauerte?

Der Junge legte an, das Weib schrie ihm zu.

Da klang es über die Wiese:

„Halt! Gewehr weg!"

Die Mündung des Gewehrlaufes drüben suchte nach dem Rufer.

Die beiden Soldaten hatten längst angelegt und Ziel genommen. —

„Feuer!"

Das Weib, das schon im Laufen gewesen war, rannte noch drei Schritte oder vier, dann schlug sie ins Gras. . . . Der Junge ließ das Gewehr fallen, drehte sich einmal um sich selbst und fiel, als ob ihn einer mit einem Stoß zur Seite geschleudert hätte.

Da kam der Hund, mit blutigem Fang und leicht hinkend, in den gelben, funkelnden Augen die erwachte Mordlust des Raubtieres.

Die Eule schrie

Nach einem neunstündigen Tagesmarsch ging die Brigade Infanterie ins Biwak.

Feldwachen rechts und links, die für die Sicherheit der beiden Regimenter einstehen mußten, schoben ihre Vorposten in die dunkle Regennacht, mit einem Unteroffizierposten, sieben Mann stark, als äußerste Spitze, die Stellung nahm, wo die beiden gräßlich holprigen und löcherigen Straßen einander schnitten.

Die Mannschaften des Gros waren, naß und schmutzbespritzt bis an die Hüften, zitternd vor Müdigkeit hingesunken. Kaum, daß sie noch die Kraft besaßen, die „Heringe" in den Boden zu stoßen und ihre Zeltlaken darüber zu schlagen. Aber die Männer da vorn durften nicht müde sein; das Wohl und Wehe von sechstausend Menschen hing davon ab, daß sie wach blieben und keine Minute schliefen.

Der Unteroffizier Karl Struwe hatte sichs mit seinen sechs Leuten so bequem wie möglich

gemacht. Eine Mergelkuhle, mitten im Feld, in der kahle Ginsterbüsche dorrten, fing den Wind auf, der in langen Stößen von Westen zog und die durchnäßten Soldaten schaudern machte. Kein Feuer, kein Licht, nicht einmal eine Pfeife durfte angezündet werden; denn die dichte Finsternis der Nacht, die schon gleich nach sechs Uhr hereingebrochen war, ließ keinen Überblick über das Terrain zu und schloß jede Erkundung des Feindes aus, der trotzdem hier in der Nähe, stark und in guter Deckung, vermutet wurde . . . Karl Struwe mußte an die Geschichte denken, die er mal während einer langweiligen Eisenbahnfahrt gelesen hatte, eine Geschichte von zwei Südamerikanern, die in einem stockfinsteren und verschlossenen Raum, völlig nackt, die Navaja in der Faust, sich gegenseitig umschlichen und umlauerten . . . Seine Leute hockten am Boden; sich hinzulegen, war streng verboten. Von Zeit zu Zeit rief er sie bei Namen, und mechanisch antworteten sie: „Ja" . . . „hier" . . . „jawohl, Herr Unteroffizier!"

Er selbst stand fest mit seinen langen, hageren Gliedern, die er auf seinen Jagdfahrten in allen Erdteilen durch unendliche Strapazen gestählt hatte. Wenn man in den Felsennadeln der far-

dinischen Gebirge dem Bergschaf nachkletterte oder zwischen den Schroffen der nordamerikanischen Sierras den Kondor jagte, durfte man ebensowenig müde werden, wie auf den tagelangen Eilmärschen in Ceylons Dschungelwäldern, auf der Fährte der Elefanten.

Für ihn war der Krieg nicht nur Pflichterfüllung gegen sein Vaterland; eine neue, kaum geahnte Lust durchbebte ihn bei dieser Art von Jagd, die das Letzte von einem Manne verlangte und das Höchste gab an Aufregung und Nervenspannung. Die ermattet zurückblieben, taten ihm leid; die die Kugel und berstendes Eisen zu Boden warf, sah er mit seinen großen stahlgrauen Augen an, als begriffe er nicht, daß sie sich so leicht vom Tod hatten bezwingen lassen. Er war im feindlichen Kugelregen so ruhig, als säße er zu Hause in seinem Klubsessel. Seine Leute glaubten fast, er besäße einen Zauber, der ihn unverwundbar mache . . . Manchmal griff er, wenn die kleinen, spitzen Todesgrüße pfiffen und klangen, mit der freien Hand in die Luft, als wollte er einen von ihnen auffangen. Aber das geschah nicht im Scherz; die monatelange Einsamkeit auf den ewigen Jagdfahrten hatte ihn mit dem schweigenden Ernst so vertraut gemacht,

daß er das Verständnis für heitere Gesprächigkeit, für witzige Einfälle fast verloren hatte.

Karl Struwe versuchte sein Glas zu benutzen. Er nahm es vorsichtig unter dem Mantel hervor, der schwer war vom triefenden Naß. Es war das Beste, was Optik schaffen mochte; mit seiner Hilfe erkannte man im dämmernden Walde noch die Endenzahl des Hirsches. Aber in die schwarze Feuchtigkeit, die heute über den Äckern lag, drang auch die stärkste Linse nicht.

Von den Lippen eines Musketiers kam ein röchelnder Ton.

„Nicht schlafen!"

Es traf den Mann wie ein Schlag. Er sprang auf und stieß sein: „Befehl, Herr Unteroffizier!" wie einen Schrei hervor.

Indem schrie eine Eule.

Eine Eule .... Das Wort fiel in Karl Struwes Hirn, wie wenn auf bestimmten Anstoß eine Klappe sich gelöst hätte. Er dachte nichts dabei, er prüfte gar nicht. Diese beim Ansitz in Waldesnacht so tausendmal gehörten Laute wurden einfach registriert, sie ergaben kein Wundern, keine Vermutung, sie kamen vielleicht nicht einmal ins volle Bewußtsein.



Da klang der Eulenschrei, dieses laute, helle, grelle, nachhallende Getön, das so sehr dem Lachen eines Irren ähnelt, zum zweitenmal und diesmal viel näher ....

Wie kam die Eule, die stets ihren festen Schlafbaum hat, hier her ins regennasse Feld? Wald gab es nach der Karte auf Meilen in der Runde nicht.

Indem hörte er patschendes Stampfen von Menschenfüßen im Felde von links her. Es war die Patrouille, die die Strecke zum nächsten Posten belief; zwei Mann, deren Meldung er entgegennahm.

Karl Struwe stand wieder, die Kälte verachtend, die in sein Gebein kroch. Da war's ihm, als höre er von rechts, scheinbar weit herkommend, einen Laut, etwas seltsam Unirdisches, ein Seufzen vielleicht oder nur des Windes Atem, wenn er am nackten Boden entlangfährt.

Der Jäger, der jetzt Soldat war, stand und horchte. Er spannte all seine Sinne, wie wohl früher, wenn vor ihm auf dem Wechsel das Wild geisternd durch die Dickicht zog.

Und wieder kam es von rechts herüber, wie Stöhnen.

„Luth!" — Es war der beste Mann seiner Abteilung — „Kommen Sie hierher . . . ganz dicht an mich heran . . . so . . . hören Sie?" Er dämpfte seine Stimme zum Flüstern. „Es ist etwas im Felde . . . ich sehe nach . . . Sie übernehmen das Kommando . . . ganz leise und unauffällig lassen Sie die Leute sich fertigmachen zum Feuern!"

Er hatte seinen Mantel und das Seitengewehr abgelegt und war davon. Der Soldat starrte ihm nach in die Finsternis, die den Unteroffizier noch eben wie einen schwarzen Pfahl erscheinen ließ, um ihn dann ganz in ihre Undurchdringlichkeit aufzunehmen.

Karl Strumes Füße fühlten trotz der schweren Stiefel dem Boden jedes Hindernis, jede Weichheit und jede Härte ab. Er schlich nicht, er glitt durch die Nacht, seinen schweren Coldrevolver, dessen Elf-Millimeter-Kugel ein Pferd umwarf, gespannt in der Rechten. Er hielt mit jener Sicherheit, die der Urmensch hatte und die dem Kulturmenschen die Einsamkeit der Wildnis zurückgibt, die Richtung nach rechts ein, aus der die Patrouille von der Feldwache des rechten Flügels längst wieder hätte bei seinem Posten sein sollen.

Aber die Patrouille kam nicht. Von Zeit zu Zeit haftete der Fuß des Schattenhaften im Erdreich; dann horchte er hinaus in die Dunkelheit und lauschte, ob er nicht doch vielleicht in falscher Richtung an der Patrouille vorbeikam ... Nichts regte sich, nur der Wind weinte wie ein verlassenes Kind.

Auf einmal sah er links von sich etwas Dunkles am Erdboden ... Er sprang dahin ... ja, ja! der eine der beiden Patrouillengänger ... und da, dort drüben, da lag der zweite ... beide tot ... beide aus der Finsternis heraus angegriffen, beschlichen, überfallen und niedergemacht, ohne daß sie sich auch nur zur Wehre hätten setzen können ... Das waren keine Europäer gewesen, vielleicht die Berginder vom Himalaja, die den Engländern dienten ... So kam auch der Eulenschrei in die belgische Ebene.

Karl Struwe wandte sich, um zu seinem Posten zurückzukehren. Doch er ging im weiten Bogen ins Feld hinein. Ihn lockte es, die Schlangen, die so mörderisch stachen, im Dunkeln zu erspähen. Er ging nicht mehr, er kroch am Boden, behend und furchtlos, wie ein Tier, dem Unwirtlichkeit und Öde die Heimat sind.

Da drang etwas an sein Ohr, fand den Weg,

so lautlos und leise es auch schlich, in sein fieberhaft angespanntes Gehör. Wo war es doch? Da! da!!

Der Unteroffizier lockerte, noch mehr in sich zusammensinkend, das starke Messer, dessen Scheide, ins Beinkleid eingenäht, handlich in die Tasche ragte. Dann schob er sich vor ... Ihm schien, daß er Laute aus Menschenmund höre ... Sein Körper rückte, wie ein großer, beweglicher Stein, am Boden vorwärts. Das Wispern, in unbekannten und dumpfen Lauten kam näher.

Karl Struwe lag wie der Löwe, der am Wasser auf die Zebraherde lauert ... Nun erschienen Flecke in der Dunkelheit, die stärker und immer schwärzer wurden ... drei, vier ... wieviel, war nicht zu zählen, da sie zusammendrängten ...

Der Jäger hob, den Ellenbogen aufstützend, den schweren Revolver ... Er erwartete sie mit eiskalter Ruhe, die ihr Unstern gerade auf ihn zutrieb. Immer näher ließ er sie heran. Jetzt erkannte sein scharfes Auge die Turbane auf den Köpfen der wie große Raubtiere heranschleichenden Gestalten ... kein Zweifel, sie

wollten nach links, auf seinen Posten los, den sie abschlachten würden wie die Patrouille . . .

So, jetzt hatte er sie auf drei Schritt. Er fing an mit dem, der links stand, und schoß. Knack! . . . knack! . . .

Der Bezielte und seine beiden Nachbarn kamen nicht dazu, sich wegzuwenden, sie fielen übereinander. Den vierten sprang die Kugel von hinten an und riß ihn zusammen. Und fünf und sechs, die der Revolver fehlte, holte ein in Tigersprüngen rasender Mensch ein. Der letzte, dem noch der Todesschrei seines durchbohrten Gefährten im Ohre gellte, rannte im Zickzack, aber das Messer faßte ihn doch und fuhr durch Rücken und Brust, daß der warme Strom über Karl Struwes Hände rann.

Der atmete hoch . . . Sekunden, bis der tolle Lauf in seinen Gliedern verebbt, der brennende Drang, zu töten, in ihm verraucht war . . . Ein ganz wenig schämte er sich dieses noch immer knurrenden Raubtiers . . . Aber hatte er nicht seine Kameraden gerächt? Waren es nicht Feinde, die vielleicht Scharen nach sich zogen, wenn die Vorposten dahin waren?!

Karl Struwe eilte zu seinem Posten, der dabei war, auf die als Alarm verstandenen

Schüsse des Unteroffiziers sich auf die Feldwache zurückzuziehen.

Da! ... Hornstöße! ... Das Biwak erwachte!

Und „Laufschritt, marsch! marsch!" kommandierte Karl Struwe, seiner kleinen Schar den Rücken deckend.

Begnadigt

Sie hatten eben ihre Eßnäpfe geleert, Erbsen gab es mit Speck, und waren dabei, das Geschirr an der Wasserleitung zu säubern, als von irgendwoher das Wort hereindrang .... Vielleicht mit der in goldenem Strom durch die großen, weit offen stehenden Fenster hereinflutenden Sonne oder sonst auf einem der tausend unsichtbaren Wege, die alles, was draußen geschieht, langsam, aber mit Sicherheit über die hohen Mauern in die verschlossenen Zellen führen.

Krieg!! Krieg!!

Und dann das andere, viel wichtigere noch:

Mobilmachung!

Denn nun hofften sofort die gering Bestraften auf Begnadigung: was hatten sie denn schon getan? Ein klein bißchen gestohlen, nun ja, oder betrogen, eine Körperverletzung, Beleidigung womöglich nur! — na, deswegen konnten sie doch nicht hier sitzen bleiben! Die meisten waren doch wehrpflichtige, junge Männer!

Mit einem Male sagte einer der im Saal 17 Sitzenden ganz laut:

„Na, bis wie lange denn?“

Der Aufseher sah ihn groß an, sagte aber nichts. Und da durchbrach der Strom aus hundert Herzen den Damm der Furcht vor Kostentziehung und Arrest!

„Herr Aufseher! Herr Aufseher!“ hieß es, „werden wir begnadigt?“

Der Beamte war ein Mann von der pommerschen Küste, ein schweigsamer, schwerbeweglicher Mensch. Er hob die Achseln und meinte: „Ich muß morgen weg!“

„Na, Sie sind doch Unteroffizier, Herr Aufseher!“ sagte einer, wie wenn hier immer so freundschaftliche Unterhaltungen gepflogen würden, „Sie haben doch lange genug gedient!“

Der Beamte nickte: „Ja, ich geh' zu meinem alten Regiment.“

Aber dann besann er sich und sagte laut, in seinem gewöhnlichen Kommandoton: „Arbeiten, nicht reden!“

Ja! Heute brachte doch niemand sein Pensum fertig! Wie Blätterraunen im Walde ging das Flüstern zwischen den Männern in der blauen Leinenuniform, die viele von ihnen so

bald vertauschen sollten mit der schmucken, feldgrauen. Sie kannten sie genau, denn auf den Arbeitsstuben 20, 21 und 22 wurden seit längerer Zeit andauernd feldgraue Beinkleider fürs Militär angefertigt. Am nächsten Tage kam gleich nach Mittag der Direktor in den Saal 17. Alles flog vom Sitz empor, zweihundert Augen leuchteten vor Begierde und Erwartung! Der Direktor verlas ein amtliches Schriftstück:

„Se. Majestät, der Kaiser und König haben geruht . . ." Das war die Begnadigung. Aber nur bis zu drei Monaten Gefängnis für ehrenrührige Verbrechen . . . Ach, das kostete Seufzer und heimliche Tränen!

Der lange Karl Bigelow, draußen unter dem Schemen „Nepper-Karlchen" bekannt, meinte schwermütig: „Um einen Monat! Ich wer se ja runterreißen meine viere . . . aber sone schöne Jelegenheit! wann kommt denn mal wieder 'n Krieg!"

„Na, würdest du denn mitjehn?" fragte sein Nachbar.

„Nö, . . . ich habe doch 'n Flatterherz . . . aber immerhin, als Marketender vielleicht . . ."

„Dis kennte dir so passen", flüsterte der andere, „so siehste aus!"

Und er hatte recht: Nepper-Karlchen sah man es buchstäblich an der Nase an, was ihm das liebste war von den irdischen Genüssen.

Aber der vorn in besonderer Nähe des Aufseherplatzes sitzende Peter Klaband, der wegen eines Roheitsdeliktes hier war und der selbst hier die Persönlichkeit im Nebenmenschen nicht respektieren lernte, trotz all der Hausstrafen, die ihn schon getroffen hatten, der schob die Pappstreifen und den Kleisterpinsel von sich, daß die fertigen Kartons seines linken Nachbarn ins Wanken kamen, und brummte:

„Und nu erst unsaeena! Ick renn doch son Kosaken mits Pferd über'n Haufen! Unsaeenen brauchen se doch jradezu! Und denn in die Dörfer, wo se raus schießen uff de deitschen Soldaten! . . ." Er ließ offen, was er in diesen Dörfern tun wollte, aber man hatte nur nötig, in seine unter buschig-schwarzen Augenbrauen so bösartig hervorfunkelnden Augen zu blicken, um über das Schicksal aller derer, die ihm in die Hände fallen würden, beunruhigt zu sein.

„Heute sind schon de halben Uffseher wech!" meinte der „Paradiesvogel", ein berüchtigter Taschendieb, dessen Spezialität es war, den Damen an öffentlichen Orten geschickt und un-

bemerkt den wertvollen Federputz von ihren Hüten zu eskamotieren, „un morjen jehen noch mehr! Schließlich müssen wa det Jeschäft hier noch janz alleene befummeln!“

„Da ängstige dir man nich!“ Sein Nachbar, der „schwarze Max“, ein „Abhänger“ von Profession, zog in diesem Moment mit fabelhafter Sicherheit ein halbes Dutzend Kartons aus dem Stapel seines unaufmerksamen Arbeitsgenossen auf seinen Platz herüber, um so sein Pensum, das heute noch nicht weit gediehen war, zu verstärken. „Da mach' da man keene Sorjen drum, Vögelchen! Du wirst hier schon noch zu dein sojenanntet Recht kommen, wat Willy?“

Er wandte sich dabei zu seinem Nachbar zur Linken, einem jungen, auffallend gut gewachsenen Mann, der nur mit den Achseln zuckte und weiterarbeitete.

Der alte Spiegel, ein Aufseher, der sonst die Gefangenentransporte abnahm und kaum noch Dienst verrichtete, jetzt aber eingetreten war für seinen ins Feld gezogenen Kollegen, ging die Reihen ab und konnte — mit seinem Gehör war es nicht mehr gut bestellt — die Schwätzer trotz aller Mühe nicht feststellen. Er erließ also von Zeit zu Zeit die mit einem allgemeinen Grinsen

aufgenommene Warnung: er werde die ganze Bande auf einmal in den Keller bringen!

Aber bei dem, den der „schwarze Max“ vorher mit Willy angeredet hatte, blieb er stehen. Er hatte zuviel von diesen Brüdern sein Leben lang unter sich gehabt, um nicht sofort herauszufinden: der da war ein im tiefsten Herzensgrunde guter Mensch, den ein dummes Schicksal, falsche Freunde vielleicht auf den schlechten Weg gebracht hatten. Und dabei hatte Nr. 310, der im Leben draußen Willy Wenkert hieß, drei Jahre Gefängnis.

Der alte Spiegel dachte nach, und sein vorzügliches Gedächtnis ließ ihn nicht im Stich: ja, ja, das war der eine von den dreien, die den Geldwechsler in der Königstraße am hellichten Mittag überfallen hatten. Der eine hielt dem alten Mann die Kehle zu, der zweite raubte Gold und Scheine, und der dritte stand vor'm Laden Schmiere.

Der dritte, das war Willy Wenkert gewesen.

Und mit dem leidenschaftlichen Interesse, das der Alte all solchen Kriminalfällen entgegenbrachte, hatte er auch die Verhandlung in dieser Sache verfolgt: der Wenkert war gänzlich unbe-

straft gewesen und als stellungsloser Kaufmann völlig dem suggestiven Einfluß erlegen, den der Hauptmissetäter, der ehemalige Artist Stolze auf ihn ausübte. Dieser und der Zweitbeteiligte waren alte Schwerverbrecher — für viele Jahre hatte sich hinter ihnen das Zuchthaus geschlossen.

Bloß der Wenkert, für den hatte der Staatsanwalt selbst mildernde Umstände beantragt, so war er anstatt ins Zuchthaus nur ins Gefängnis gekommen.

Der alte Aufseher sah lange auf den Gefangenen nieder. Der fühlte den Blick endlich, blickte auf — da bemerkte der Alte eine echte Träne in seinem Auge — denn Meister Spiegel unterschied wohl: Krokodilstränen, die hatten sie alle zur Verfügung! Aber wirklich echte, aus dem Herzen hervorquellende Tropfen, die waren selten, die zeigten, daß im Verbrecher der Mensch lebte, dem man noch helfen konnte!

Nachmittags war der alte Spiegel beim Direktor, der ihn gut leiden mochte und ihm mancherlei Freundlichkeit erwies.

„Na, was ist denn, Papa Spiegel?"

„Ach, Herr Direktor, werden verzeihen, da is der Wenkert, Nr. 310 auf Saal 17 . . ."

„Der wegen schweren Raubes . . . . . drei Jahre? . . .“

Der Direktor kannte beinah' jeden von seinen Pfleglingen und auch seine Akten.

„. . . . was ist denn mit dem? . . . Macht er nicht, was er soll?“

„Doch . . . gerade im Gegenteil, Herr Direktor! Deswegen komm' ich ja gerade zu Herrn Direktor!“

Und nun erzählte der Alte, was er auf dem Herzen hatte, wie dieser Räuber zweifellos von echter Reue erfüllt sei und daß es vielleicht gar nicht falsch, ja sogar am Ende das Allerrichtigste wäre, wenn Wenkert jetzt auch begnadigt würde.

„Aber, Papa Spiegel, das geht doch nicht! Sie haben doch gehört: bis drei Monate! Und der Mann hat drei Jahre!“

„Et jeht, Herr Direktor. . . . wenn Herr Direktor wollen, denn jeht's.“

Der sann nach. Vom Ministerium war ja allerdings eine Verfügung eingegangen, nach der auch höher Bestrafte zur Begnadigung oder zur vorläufigen Beurlaubung vorgeschlagen werden sollten, wenn sie diensttauglich und -willig waren und der zugrunde liegende Fall diese Maßnahme einigermaßen rechtfertigte . . .

Ließ sie sich bei dem Willy Wenkert verantworten?

„Na, ich werd' mal sehen, Papa Spiegel," sagte er, „Sie wissen doch, Ihnen tu ich gern was zu Gefallen!"

Der alte Mann, gerührt und begeistert von so viel Freundlichkeit, stand stramm wie ein Rekrut und war kaum wieder auf seinem Saal 17, als er Nummer 310 beiseite nahm und zu ihm sagte: er solle nur den Kopf nicht hängen lassen, der liebe Gott verließe keinen, besonders in so schwerer Zeit.

Nun hatte der ehemalige Kaufmann keine Ruhe mehr. Jedes Geräusch an der Tür ließ ihn rot und blaß werden. Und endlich, da kam's, das erhoffte und doch nicht geglaubte! Die Erlösung! Einer der neuen Hilfsaufseher trat ein:

„Nr. 310 soll zum Herrn Direktor kommen!"

„Wat haste denn jemacht?" flüsterte sein Nachbar.

Aber Willy Wenkert, der wußte es besser!

„Sie sind als Kriegsfreiwilliger begnadigt", sagte der Direktor zu dem Hereinkommenden. „Ihre Charge haben Sie sich verscherzt, Sie müssen also natürlich als Gemeiner eintreten!"

Der Gefangene blickte den Direktor starr an, als könnte er das Mitgeteilte, auf das er doch seit Tagen und Stunden gewartet hatte, nicht begreifen. Dann schlug er plötzlich die Hände vors Gesicht, seine Schultern bebten in wildem Schluchzen.

„Ja, da kann Ihnen ja nun kein Mensch helfen!" meinte der Direktor, „sehen Sie zu, daß Sie im Felde vor dem Feind Ihre verlorene Ehre zurückgewinnen! Sie können Ihrem Schöpfer danken, daß Ihnen das Schicksal noch einmal die Gelegenheit dazu bietet."

„Ach, darum ist es ja nicht," brachte der Gefangene, die Hände vom Gesicht nehmend, mühsam heraus, „ich bin . . . ich bin ja so froh . . . und so dankbar!" schluchzte er laut.

Der Direktor trat ihm näher . . . So sah kein Verbrecher aus! Das war ein Mensch, der längst den bösen Irrtum einer unglückseligen Stunde abgebüßt, der längst erkannt hatte, daß der Weg, den er damals gegangen, falsch und verderblich war. Der Direktor, der vorher immer noch mit dem Mißtrauen des oft Enttäuschten gekämpft hatte, sah milde auf den Gefangenen. Aber der hatte noch was auf dem Herzen, der Direktor fragte, da der

ganz aufgelöste Mann vor ihm die Worte nicht aneinanderbrachte, selber danach.

„Ach ja, Herr Direktor, eine Bitte .... muß ich auch nicht als Soldat zweiter Klasse eintreten?"

„Nein, mit Ausnahme des Kommandos erfährt niemand etwas von dem, was hinter Ihnen liegt."

Der Gefangene ging. Er ging taumelnd vor Glück und Seligkeit. Am nächsten Tage wurde er schon eingekleidet bei der leichten Artillerie.

Bald darauf saß er mit den Kameraden im Eisenbahnwagen, es ging an die Westgrenze. Und aus voller Kehle, mit jubelndem Herzen, noch froher und stolzer als alle die Kameraden, sang er im brausenden Chor mit:

„Fest steht und treu
Die Wacht, die Wacht am Rhein!"

Feldpostbriefe

Die beiden Kleinen saßen schon in der Weihnachtsstube auf dem Teppich und kochten. Leopold, obwohl Quintaner, war für nichts anderes zu haben, solange nicht die letzte mit Kandis und Schokolade gefüllte Backpflaume vertilgt war. Seine achtjährige Schwester Resi war mehr für das Technische, sie kochte „mit Licht" und war überzeugt, daß eines Tages auch die „Großen" sich dazu durchringen würden.

Dann kam Susi, die Älteste, und fragte etwas, um das sich die beiden vorm Kochherd in echt geschwisterlicher Zuneigung gar nicht kümmerten. Sie mußte es noch einmal sagen, die Susi:

„Ist die Post schon da, Kinder?"

Jetzt lachte Resi als Antwort. Pöldchen, oder der „Goldsohn", meinte launig: „Du hast ja doch kein' bei!"

Das darauffolgende „Du dummer Junge!“ nahm er kopfnickend in Empfang und sagte scherzhaft betonend:

„Von Karlchen, nicht wahr, von Karlchen?!“

Susanne machte ein wenig unsanft die Tür hinter sich zu und ging wieder in ihr Jungmädchenzimmer. Mit einem Sehnsuchtsblick auf das hübsche, weiße Bett, wo man sich, ach, gerade am Morgen so mollig drin fühlte. Aber um halb zehn wollte Eberhard Mantell kommen und mit ihr Schlittschuh laufen gehn. Da lohnte sich das Druseln schon nicht mehr.

. . . Eberhard . . .

Das hübsche Mädchen, das in seinem lichtblauen Schlafrock aus weichem Flauschstoff wie ein rundliches, blondes Püppchen aussah, saß eine lange Weile zusammengekauert auf dem Bettrand und dachte nach . . . oder nein, sie dachte gar nicht. . . Gefühle und Empfindungen schwebten wie Wolken um sie her, wogten auf und nieder und gaben für Augenblicke den Ausblick in Vergangenheit und Zukunft.

. . . Eberhard . . .

Ein junger Mensch, so eine Art Cousin, sechs Jahre älter als Susi und eben mit Armschuß und dem Eisernen Kreuz aus dem Felde

Das darauffolgende „Du dummer Junge!“ nahm er kopfnickend in Empfang und sagte scherzhaft betonend:

„Von Karlchen, nicht wahr, von Karlchen?!“

Susanne machte ein wenig unsanft die Tür hinter sich zu und ging wieder in ihr Jungmädchenzimmer. Mit einem Sehnsuchtsblick auf das hübsche, weiße Bett, wo man sich, ach, gerade am Morgen so mollig drin fühlte. Aber um halb zehn wollte Eberhard Mantell kommen und mit ihr Schlittschuh laufen gehn. Da lohnte sich das Druseln schon nicht mehr.

. . . Eberhard . . .

Das hübsche Mädchen, das in seinem lichtblauen Schlafrock aus weichem Flauschstoff wie ein rundliches, blondes Püppchen aussah, saß eine lange Weile zusammengekauert auf dem Bettrand und dachte nach . . . oder nein, sie dachte gar nicht. . . Gefühle und Empfindungen schwebten wie Wolken um sie her, wogten auf und nieder und gaben für Augenblicke den Ausblick in Vergangenheit und Zukunft.

. . . Eberhard . . .

Ein junger Mensch, so eine Art Cousin, sechs Jahre älter als Susi und eben mit Armschuß und dem Eisernen Kreuz aus dem Felde

zurückgekehrt. . . . Und braune, lachende Augen und krauses Haar. . . . Schon Susis Puppen hatten stets krauses Haar haben müssen! Übrigens kannte sie ihn seit ihrer Kindheit, er war der erste, der ihr die Schulmappe nach Hause getragen hatte . . . sie hatten auch immer im „Zoo" zusammen gespielt. Bis der dumme Zank mit dem wegengagierten Kinderfräulein kam. . . . Susanna seufzte tief auf. . . . Wie anders hätte das alles werden können, wenn Mama nicht damals gerade so furchtbar dickköpfig gewesen wäre! Mantells hatten ja wieder mit ihnen anfangen wollen! Aber dann zogen sie nach Charlottenburg raus . . . und das war ja damals noch eine Tagereise von der Landsberger Straße. Vielleicht war's besser, sie ließe Eberhard durch das Mädchen sagen — nachher, wenn er kam — und der kam ganz bestimmt — sie könnte heute nicht . . . und natürlich morgen auch nicht . . . und überhaupt nie mehr!

Susanna betrachtete den Ring, den schmalen, goldenen, an ihrer linken Hand. Sie war verlobt . . . ja . . . so unwahrscheinlich ihr das heute auch vorkam. Und ihr Bräutigam, der Gymnasialprofessor Doktor Aderlach, war im

Felde, das heißt, er buddelte bei einer Fortifikationskolonne.

Wie hatte sie nur einwilligen können? Der Professor — er hieß Karl, aber sie brachte es selbst in Gedanken nicht fertig, ihn so zu nennen! — Der Professor war durch Leopold, der nicht allzu fleißig war in der Schule, mit Papa bekannt geworden und ins Haus gekommen. Und er war ja auch ein ganz netter Mensch, gewiß . . ., bloß so furchtbar trocken. . . . Den ganzen Abend hatte er ihr einen Vortrag über die Nibelungen gehalten und immerfort Anspielungen auf Siegfried und Brunhilde versucht . . . die sie nicht verstand, natürlich! . . . Und plötzlich war er dann damit rausgekommen: ob sie nicht seine Frau werden wollte? Susanne hatte eigentlich vor, ihn um eine sogenannte Bedenkzeit zu bitten. Aber sie kam nicht dazu. . . . Wie sie noch überlegte und sich besann und so'n merkwürdig komisches Gefühl hatte, so beengt und weinerlich, da hatte er sie schon umgefaßt und geküßt und sie ins Nebenzimmer gezogen, wo die Eltern waren und Tante Adelheid. . . . Diese sagte nachher, wie sie allein waren einen Augenblick im Eßzimmer: „Hast du dir das auch gut überlegt, Susi?"

Und darauf sie selber so ganz patzig: „Na, natürlich!" Und Tante Adelheid, vornehm wie immer, hatte keinen Ton mehr gesagt.

Und sie hatte sich's doch wirklich nicht überlegt, nein gar nicht.... Die dicken Tränen liefen ihr über die rosigen Fingergrübchen. Susi schluchzte, daß sie der Bock stieß. Aber auf einmal fiel ihr ein: sie wollte ja um halb zehn mit Eberhard Schlittschuh laufen gehen!... Da warf sie ihr Weh fort und lief wie ein Wiesel ins Toilettenzimmer.

Die Mutter, seltsam schlank noch für ihre vierzig Jahre, war eben fertig mit ihrem Anzug, als Susi hereinstob.

„Kind! Kind! Muß denn alles bei dir mit Volldampf gehen?"

Frau Rehmer war eine Kapitänstochter, man hörte es aus all ihren Vergleichen.

Susi küßte ihre Mama, die ihr gleich die Tränen ansah.

„Na, schon wieder 'ne Regenboe?"

„Ach, Mutti!"

„Na ja, Lüttje, immer klar Schiff!"

„Du hättest einen Seemann heiraten müssen, Mama!"

„Dä supen all'!" sagte die originelle Frau, die von der friesischen Küste stammte, in ihrem heimischen Platt.

Und Susi, die ihre Mama von anderen Beobachtungen ablenken wollte, meinte:

„Daß du dir das so alles bewahrt hast, Mutti, wo du doch schon so lange in Berlin bist! Du mußt doch eigentlich eine ewige Sehnsucht nach der See haben!"

Das war Frau Rehmers schwacher Punkt: sie konnte nie und nie ihr Heimweh verwinden. . . . So ging sie auch jetzt, um darüber nicht sprechen zu müssen.

Es war Sonntag, und Geheimrat Rehmer ging an den Festtagen, wenn überhaupt, dann nur mit seiner Familie aus. Augenblicklich studierte er, als preußischer Beamter stets von größter Gründlichkeit, seine Zeitung. Denn er war seit sieben auf... Er stand eben um sieben Uhr auf, wie sollte da der Sonntag eine Änderung hineinbringen? Er wartete aber geduldig bis neun Uhr, Sonntags, mit dem Kaffee. Denn er begriff, daß nicht jeder Mensch an jedem Tage um sieben Uhr aufstehen mochte.

„Ich gehe mit Eberhard Schlittschuh laufen nachher, Papping, ja hörst du?"

Der Vater sah sie an.

„Das tust du seit acht Tagen jeden Tag! . . . Du bist doch verlobt, Susi."

Susanne versuchte, recht lustig auszusehen. Dabei klopfte ihr's Herz bis in den Hals hinauf.

„Na, ich kann doch darum nicht alle Tage zu Hause sitzen . . .", sie machte eine Pause, da sie eigentlich „Karl" hatte sagen wollen, und schließlich doch sagte: „Der Professor kann das doch nicht verlangen von mir, Pappi! . . . ."

„Das wird er auch gar nicht tun! . . . Aber ich meine, so etwas versteht sich eigentlich von selber. . . ."

„Also soll ich, solange der Krieg ist, nicht ausgehen . . . ach Pappi! . . . ." Susi war schon wieder sehr nahe am Weinen. Da rettete sie die Mutter und meinte:

„Weißt du, Matten" — ihre Aussprache für Martin — „ich bin auch nicht immer to Hus blewen. Do weet doch noch, wi ick all immer rutföhrt bün, upp de See un du olle Bangbüchs, do hest egal an't Ufer stann, und hest bewert an alle Knaken!"

„Marei! Marei!" sagte Herr Rehmer, „was sollen denn die Kinder von mir denken?!"

Resi war rot geworden, weil sie ihren Vater über alles lieb hatte. Und Leopold, dem die Weihnachtszensur ein paar Maulschellen eintrug, denn sie war danach, der grinste. Aber gleich danach durfte er sein Stück Napfkuchen wieder fortlegen, und es bedurfte vieler Fürbitte seitens der Mutter, um seine immer größer und bänglicher blickenden Augen noch einmal froh werden zu lassen. Indem klingelte es, Eberhard kam und wurde mit der, dem Verwundeten und Eisernen-Kreuz-Ritter gebührenden Ehre empfangen.

Fünf Minuten später waren die beiden draußen. Sonnenschein, vier Grad unter Null und Schlittschuhe an den Füßen — da hat man mit neunzehn und vierundzwanzig Jahren überhaupt weiter keine Sorgen!

* * *

Der Professor Doktor Karl Aderlach kam eben mit seiner Kameradschaft vom Abschnitt VII des Fortifikationsgeländes herein, wo sich der Ingenieur, der Assessor, der Student phil. et med., der Maler und er selbst mit Rasenausstechen unterhalten hatten.... Ach ja, das Vater-

land hatte sonderbare Einfälle in dem, was es von dem einzelnen in diesem Teufelskriege forderte!

Sie strebten nun ihrer Baracke zu, wo sich die Kameradschaft den wunderschönen Fensterplatz erobert hatte, und sie gingen durch den nebligen Herbsttag an den alten Wällen entlang, die Befestigungen vortäuschten, die doch längst ganz wo anders lagen.

„Was haben Sie bloß, Professorchen?" fragte der Maler, der mit seiner nimmermüden Geschicklichkeit und Intelligenz das Faktotum für die ganze Kompagnie abgab.

Der Assessor, der die Frage gehört hatte, wandte sich um und feixte.

„Liebeskummer, was, Herr Kam'rad?"

Das trieb dem Gymnasiallehrer die schon im Herzen aufquellenden Worte doch wieder zurück. Gerade weil er wirklich nicht fertig wurde mit seinem dummen Herzen ... Da saß zu Haus ein junges Mädchen, ein halbes Kind noch, die Schwester eines seiner Schüler, und mit der hatte er sich verlobt ... Warum? — Weil sie ein reizendes Geschöpf war, wie eine Blume, wie ein junger Sommermorgen, wie ein ... Ja, um Gottes willen, aber verlobt man sich des-

halb? Er war einberufen worden, Landsturm ohne Waffe, und da in dem Drang, in dem Hochgefühl, das heute jeden Deutschen beseelte, da hatte er sich nicht halten können, hatte diese liebliche, kleine Person ans übervolle Herz gezogen. Ein anderer hätte sie geküßt, ein paar frohe Tage verlebt mit ihr, ehe er davonzog. Für den Professor bedeutete solch Kuß, seiner ganzen Auffassung von Liebe und Ehe entsprechend, den Bund fürs Leben.

Und vielleicht wär' er mit dieser Lüge weitergegangen, wär' sie nie los geworden, bis es zu spät war — wenn er ihn heute nicht gekriegt hätte, den Brief. . . Er war ein wenig zurückgeblieben hinter den vier anderen und zog nun vorsichtig den lichtgrauen Briefbogen aus dem Kuvert:

«Hochgeehrter Herr Professor!

Meine Mutter und ich sind recht in Sorge um Sie, weil Sie gar nichts von sich hören lassen. Haben Sie denn das Paket nicht empfangen? Wir haben es absichtlich anonym geschickt, da es uns sonst so aufdringlich erschien. Den Hals- und Leibwärmer hat Mutter gestrickt. Die Handschuhe ich. Hoffentlich geht es Ihnen gut und bleiben Sie wohl und munter!

Mit vielen Grüßen Ihre Sophie Heinrichs und Frau Melitta Heinrichs."

Das war seine Wirtin und deren Tochter Sophie. . . . Er sah das bald dreißigjährige Mädchen, die Tochter eines verstorbenen Amtskollegen, zu deren Mutter er gezogen war, um der Frau so ein wenig weiterhelfen zu können . . Sophie. . . Er dachte daran: wie er dorthin zog, war sie erst zwanzig Jahre alt, er damals achtundzwanzig. Im Anfang, ganz zuerst, hatten ihre Augen — und sie hatte wundervolle, tiefe graublaue Augen — zu ihm von etwas gesprochen, das wohl mehr als Freundschaft war. Dann . . . dann kam der dumme Abend, wo er ein bißchen angezecht von einem Kommers heimkam, wo er sie küssen wollte. . . . Da, an dem Abend war eine eiserne Tür zwischen ihnen beiden zugefallen. Er dachte manchmal daran, ihr wieder näher zu kommen; es schien ihm auch wohl einmal so, als warte sie heimlich auf ihn; aber dazu war er zu zerstreut, seine Wissenschaft riß ihn immer fort von allem Persönlichen, ganz wider seinen Willen oft, er konnte nicht anders.

Und nun der Brief — er hatte ihn längst wieder sorgsam fortgesteckt —, es war doch

eigentlich gar nichts Besonderes drin! Und doch! Für den Professor war's nun mit einem Male klar, daß er sich mit Susanne Rehmer hätte nie verloben dürfen!

Den Tag über schleppte er's noch neben Hacke und Spaten mit sich herum. Doch am Abend siegte der in mancher Zerfahrenheit entschlossene Mann, vielleicht der Soldat, in ihm. Er schrieb einen ziemlich langen Brief, erst ins unreine, dann sauber aus dem Konzept ab. Und der Brief ging an Susi.

Aber dann, obwohl er sehr müde war und ihm Kreuz und Arme recht weh taten, schrieb der Professor den anderen Brief. Und der gelang ihm gleich so gut, daß er ihn gar nicht erst ins unreine schreiben brauchte. Und der Brief ging an Sophie.

Und seltsam, beide Mädchen weinten, als sie die Briefe erhielten. Bei Sophie war's wie ein langentbehrter Regen, der alles erfrischt und mitten im Sommer noch einmal den Frühling hervorzaubert. Sie sah nachher aus, als wäre sie wieder zwanzig, und Hoffnung glänzte von ihren frohen Lippen und strahlte aus ihren tiefen Augen, daß die Mutter heimlich die Hände faltete und stille Wünsche mur-

melte und, wiewohl keines davon sprach, doch beide ganz glücklich waren.

Susi rannte, vor Glück heulend, zu ihrer Mutter.

„Er nimmt mich nich! Er nimmt mich nich! Ich brauch ihn nich zu heiraten!"

„Deern! Deern!" staunte Frau Marei, „bei di sit woll dä Klabautermann upp'n Groß-topp?!" Und dann wurde sie, nachdem auch sie den Brief des Professors gelesen hatte, wieder hochdeutsch und meinte: „Und was wird unser Vater dazu sagen?"

Aber Susi sprang bloß immer im Zimmer herum und tobte:

„Er nimmt mich nich! Er nimmt mich nich! Ich brauch'n auch nich zu nehmen!"

Und dann kam Tante Adelheid, die sagte, als sie's hörte, aus warmem Herzen:

„Ich gratuliere dir, mein Kind!"

„Na siehste, Mutti!" triumphierte Susanne.

In diesem Augenblick klingelte es; Eberhard kam. Er war eben beim Arzt gewesen, der hatte ihm gesagt, er müsse sich viel in frischer Luft bewegen. Es sei ja nun leider keine Eisbahn mehr, aber ob er nicht vielleicht so ein bißchen mit Susi spazierengehen dürfe?

Susi zitterte und strahlte zugleich, wie die Sonne, die mitten im Winter draußen auf allen Dächern und Straßen lag; am Ende wie das Leben selbst, das immer schwankt zwischen Wonne und Schmerz, zwischen Lachen und Weinen. . . .

Der barmherzige Samariter

Die Nacht war sehr dunkel, als die beiden Sanitätshundführer hinausgesandt wurden mit ihren Schäferhunden, die, am Riemen geführt, still und folgsam neben den tapfer ausschreitenden Männern herliefen.

Da fing zur Linken, in der Ferne, auf den Donnerschlag eines schweren Geschützes ein Pachthof zu brennen an. Die Granate mußte in eine Scheune gefahren sein; wie rasend schlugen die Stichflammen aus dem Gebäude hinauf in den wolkenschwarzen Himmel.

Und plötzlich war die Szene taghell beleuchtet.

Der Führer Scherber, wiewohl er von Hause aus Musiker war und eigentlich sanftmütig, fluchte wie ein Heide. Hans Brendel dagegen verlor seine Ruhe auch jetzt nicht und legte sich mit dem leisen Rufe: „Nieder!" in das zerstampfte, nicht abgeerntete Rübenfeld.

Der andere blieb stehen. Die wallartig erhöhte Chaussee gab wirklich so viel Schatten,

daß sie nicht gesehen wurden, sonst hätten die Engländer da drüben im Schützengraben wohl geschossen.

Sie zogen sich also an den Chausseewall heran, setzten sich da auf den feuchten Erdboden hin und überlegten, wie sie über die hohe, von bengalischen Flammen beleuchtete Straße fortkämen.

„Die Ferme brennt die ganze Nacht," meinte Hans Brendel, „das können wir nicht abwarten."

„Na, wir wollen uns jedenfalls trennen," sagte Scherber, „geh' du 'n hundert Schritt zurück, da haben die Jamfresser doch nich so leichtes Ziel."

„Ach, da drüben is ja auch 'n Gehölz, und ich glaube, da finden wir welche . . . Verwundete."

Der lange Scherber sagte nichts mehr, er kroch schon die Böschung hinauf, oben steckte er den Kopf über die Straße: „Ob ich da gesund rüberkomme?"

Dann rannte er geduckt, was er konnte!

Es knallte. Einmal und dann: knack! knack! knack! Knackerackrack! Eine ganze Salve!

Hans Brendel machte ein Endchen weiter hin dieselben Sprünge, und die Engländer schenkten ihm nichts. Den Landsturmhelm riß ihm eine Kugel vom Kopf. Er fiel, obwohl unverletzt, auf der anderen Seite die Böschung hinunter. Lag eine Weile, und sein geduldiges, kluges Tier stand bei ihm, mit dem Vorteil des Vernunftlosen begabt, das den Tod fühlen muß, um an ihn zu glauben.

Die Himmelsröte dunkelte purpurn, und die Finsternis auf der Erde stieg wie schwarzer Nebel — das Feuer drüben schien mit seinem Fraß zu Ende zu kommen. Es wurde möglich, die Hündin suchen zu lassen.

„Vorauf, Vilma! Such' wund!"

Wie ein schwarzer Ball sprang's davon. Der Mann langsam nach, in der Richtung auf das Gehölz. Der Hund kam zurück, leer, und wurde wieder hinausgeschickt. — Der Führer folgte mit behutsam tastendem Fuß. Denn hier war Wiesenboden, voller Kaupen und tückischer Löcher. Vor einzelnen Erlenbüschen, die wie lauernde Männer standen, konnte man sich fürchten. Aber die Furcht schlief ein, wagte sich kaum an die Denkfläche, in dem Gräßlichen, das jeder Tag erneute. Nun kam der Hund abermals,

und jetzt zeigte sein leises Schnaufen, daß er etwas im Fang trug, das er gefunden hatte.

Hans Brendel nahm es ihm ab . . . ah! ein pfundschwerer Granatsplitter! Er lobte das Tier, das sich setzte und den Riemen lang an seinem Brustgeschirr befestigen ließ. Der Karabinerhaken schnappte ein — aber zugleich erbebte die Luft von einem erschütternden Knall. So genau traf dieser Knall mit der kleinen Federbewegung des Karabinerhakens zusammen, daß Brendel einen Augenblick die Vorstellung hatte, es bestände irgendeine Verbindung zwischen beiden Vorgängen, eine Verbindung etwa, wie zwischen dem elektrischen Kontakt und der durch ihn entzündeten Mine. Aber dann zischte eine Riesenschlange auf, verwandelte sich in ein heulendes Untier, das durch die Nacht sauste, und zerbarst unter einem grauenhaften Geschmetter.

Sie schießen auf die Ferme, dachte Hans Brendel und ließ sich ohne Unruhe von dem Hunde leiten. Der Hund schien seiner Sache vollkommen gewiß zu sein. Für Brendel, der ihn so oft bei der Arbeit beobachtet hatte, war das nichts Wunderbares mehr. Er vertraute der in gleicher Situation zahllose Male erwiesenen Überlegenheit des Tierinstinktes wie etwas

Selbstverständlichem. Übrigens mußte er ja seine eigene Aufmerksamkeit auch auf anderes richten und sehr genau aufpassen, um nicht in eins der Sumpflöcher zu fallen.

Die Reise ging richtig ins Gehölz. Der Hund stand. Der Führer leuchtete dem Hingestreckten vorsichtig ins Gesicht. Die Pupille stak fast unter dem oberen Lid. Tot? — Ja, das Herz war still.

Aber da drüben stöhnte es. Der Hund kam leise winselnd wieder: „So recht, Altechen, da? — nein, da! Das macht, wenn man auf einem Ohr schlecht hört, man irrt sich in der Richtung."

Oh, der lebte!

„Wasser . . . Wasser! . . ."

„Ja, ja, armer Kerl," Hans Brendel reichte ihm die Feldflasche, „der Durst ist immer das schlimmste!"

Dann sah er nach der Wunde. Und der weiße, elektrische Strahl zuckte zurück vor dem rotzerfaserten Gerinsel, in die das rechte Bein des Mannes unterhalb des Knies auslief.

„Meine Beine . . . und Arme . . . sind gesund . . . ich hab' . . . bloß 'n Brustschuß . . ." Die Worte kamen einzeln, unwillig, aus einer vom Todesgrauen gepackten Seele, die ihr Los nicht

glauben wollte, die sich wehrte gegen die Vernichtung.

Hans Brendel hatte schon zu viele gesehen, die Abschied nahmen oder nehmen mußten — er täuschte sich nicht. Aber er untersuchte doch die Brust des vom Schrapnell Zerrissenen. Der Unteroffizier hatte außerdem drei Kugeln, zwei durch die Brust, eine durch den Leib — daß er lebte, war ein Wunder. Das Gefecht, in dem er fiel, hatte um drei Uhr stattgefunden, am Nachmittag, jetzt war's nach Mitternacht.

Der Sanitäter überlegte. Und da wandte ihm der Leidende das Gesicht zu.

In diesem Augenblick erkannten sich die beiden.

„Hans . . ." — „Georg . . ."

Reden konnte keiner. Den Wunden packte im Tode die Todesangst: der wird sich an dir rächen, dich verlassen! . . . Er bekam es fertig, die Linke zu erheben, sie auszustrecken. Hans Brendel nahm die Hand, diese Hand, die ihn einmal mit einem Hieb fast erschlagen hatte!

Und auf einmal saß in der rotdämmerigen Trübe zwischen dem Wunden und dem Gesunden eine Frau. Eine Frau in lichter Seide mit tiefem, von Spitzen betontem Ausschnitt, mit



Diamanten an den weichen Händen und mit einem Lächeln, einem Lächeln um den roten Mund, das der, dem es gegolten, nie mehr vergessen konnte.

„Meine Frau", murmelte der todwunde Unteroffizier, der vom Gymnasium her durch zwanzig lange Jahre der Freund des Sanitätshundführers gewesen war, bis das Weib sie trennte.

Hans Brendels Herz brannte von tausend Fragen! ... Er sah, wie durch einen weiten Raum der Erinnerung, wieder in die breitgeschnittenen Augen hinein, die ganz schwarz schienen, deren holdes Leuchten ihm jahrelang nachgeschlichen war, und das ihn fast wahnsinnig vor Sehnsucht und Schmerz gemacht hatte.... War Georg daran schuld? Hatte er sie ihm weggestohlen, ihre Liebe?

Der Sterbende atmete bang, mit schwerem Röcheln. Da schämte sich Hans Brendel, schämte sich so sehr, daß ihm die Tränen kamen. Und der Zerschossene sprach: „Wenn ich wieder .... nach ... nach Hause ... komme ... dann ..." Er schien zu vergessen und in Lethargie zu sinken. Hans Brendel saß ganz still bei ihm auf dem feuchten Boden und hielt den Kopf, in dem das

Fieber brannte. Auf einmal kam eine neue Welle aus dem tiefen und unergründlichen Born des Lebens empor; der sterben sollte, hob eine Hand und sagte deutlich und fließend, als horche er noch einmal tief in die Vergangenheit und gäbe ihre Klänge und Töne alle wieder.

„Sie war so gut . . . immer, nur manchmal hat sie geweint, wenn ich unvermutet kam . . . und wollt' es nie sagen . . . wie oft! wie oft hab' ich sie damit gequält . . . ich glaube, du warst es, Hans . . . und dabei hat sie mich doch lieb! Kann man denn zwei lieben? . . ."

Der Nachtwind ging im finsteren Gezweige, von den Bäumen tropfte die Feuchtigkeit. Dem Manne, der hier ein Leben hingeleitete an das dunkle Tor der Ewigkeit, rannen die Tropfen von den Wangen. Er sah seine Jugend wieder, sah alle die lichten, heiteren Bilder, auf denen Georg und er als fröhliche Kinder spielten, und sah in das rätselvolle, verstohlen lachende Frauengesicht, dessen dunkle Augen er sein Lebenlang nicht vergessen konnte.

Da kam es ihm vor, als würde das Leben um ihn her von einem schweren, ringenden Schauer geschüttelt . . . und ein Schrei klang, einer zerbrochenen Stimme letztes Klirren.

„Hilde! ... ach! ... ich! ... Hilda! ... mein Gott! ...“

Wie wurde der Kopf des Freundes auf einmal so schwer! ... ein Schütteln der Glieder ... er reckte sich, und dann löste sich alles im Tode ... Da nahm Hans Brendel in tiefster Aufwallung das leblose Gesicht in seine Hände und küßte den erkalteten Mund voll Inbrunst.

Er wollte gehen.

Doch ihn bannte ein Geschoß, das mordjauchzend daherkam und mitten in das verglühende Feuer der Ferme hineinraste, daß abermals rotgoldene Glut aufflog. ... Er überlegte: wer würde dem Toten den letzten Dienst erweisen und das, was er bei sich trug, nach Hause an die Frau senden, die ihn beweinte? ... Vorsichtig schlug er dem Toten den Waffenrock und das Hemd zurück. Da war eine Brieftasche ... ein Bild ...

Eine rasende Lust, die darin zu finden, die so vor ihm stand, als sei er ihr gestern zuletzt begegnet, ließ ihn kaum überlegen.

Seine Laterne flammte auf: er sah das Bild. ... Und ein Zittern der Enttäuschung, der Wut beinahe, ließ ihn erbeben: das Gesicht

war fort! Hildes Gesicht hatte die Kugel, die ihren Gatten tötete, brutal zerrissen ... Noch in der Zerstörung gönnte sie sich ihm nicht, nicht einmal die Freude ihres Anblicks sollte Hans Brendel haben! Für ihn blieb nichts! Alles nahm der andere mit sich, alles! ...

Der Nachtwind wurde zum Sturm. Von Westen her knatterte Gewehrfeuer. Hans Brendel fror. Was sollte er noch hier? Hatte er nicht seinem Freunde über das dunkle Sterben hingeholfen und der ihm dafür im Tode noch das Leben vergällt? Eine maßlose Bitterkeit rang in ihm und der Wunsch, selbst an des anderen Stelle auf der Franzosenerde zu liegen. ... Er wurde von niemand erwartet, wenn er heimkam, und die lieben, weißen Arme, die sich nach dem Gefallenen ausbreiteten, würden sich ihm abwehrend entgegenstrecken. ...

Der Hund winselte an seiner Seite, als wollte er sagen: es gibt noch mehr Wunde, denen wir helfen sollen! ... Doch Hans Brendel stand und stand. Er starrte auf die Ferme, die wieder lichterloh brannte. Wozu das alles? Wozu das Weh der Millionen? ... Was ging es ihn an, der ewig doch vertrieben wurde vom Tisch des Lebens?! ... Die Kälte und das Grauen und

die lautlose Verwesung, die von überall ihn anwehten, ließen ihn hart und ohne Empfindung, er brauchte sein Mitgefühl für sich, denn er war unglücklicher als alle! . . . Die Tränen tropften von seinen Lidern, er ersehnte nichts mehr, als den Tod.

Da kam seine Hündin, die im Felde gesucht hatte, wieder. Sie stieß ihn winselnd an, sie rief ihn fort. . . . Da, irgendwo im Finstern wartete einer auf seine Hilfe. . . .

Die Braut des Helden

„Liebste Gitta! Wie Du nun wohl auch schon weißt, geht's los! Der Oberst hat uns gestern die Kriegserklärung verlesen! Da kannst Du Dir denken, wie wir alle gejubelt haben! Endlich! Endlich! Man fing wirklich schon an einzurosten. Und weißt Du, wie gut, daß wir nun auch nicht mehr lange zu warten brauchen! Das Regiment geht am 6. ab nach dem Westen. Das sind mit heute noch fünf Tage. Ich habe, wie könnte ich anders, zuerst an Dich gedacht, und daß wir uns vielleicht vorher noch einmal sehen könnten. Als Adjutant kann ich nicht einen Augenblick abkommen. Der Oberst war so reizend, er sagte: ‚Ich möchte Sie ja so gern beurlauben, lieber Siedow, aber es geht beim allerbesten Willen nicht! Lassen Sie Ihr Fräulein Braut doch herkommen!' — Na, Herzblatt, daß daran nicht zu denken ist, wissen wir beide am allerbesten! Ehe Deine Tante auch bloß ihre Staatskarosse mit den beiden dicken Schimmeln bespannen läßt — ist der Krieg vorbei! So müssen wir denn verzichten. Wie schwer mir

das wird, mein Liebling, davon will ich gar nicht reden. Und Du? — Ach, auf meinen Lippen sind noch Deine Küsse vom letzten Abend im Park am See. Nun will ich denken, der Abend wär' der letzte, den ich mit Dir in der Heimat verlebte. Nur ein Gedanke darf uns jetzt noch bewegen, der heißt: unser Vaterland! Wenn ich gesund und vielleicht mit dem Kreuz auf der Brust zurückkomme, dann dürfen wir wieder an uns und unsere Liebe denken.

Ich küsse Dich! Auf Wiedersehen, Du Einzige!

Dein Hans Heinrich von S."

Mit diesem Brief in der Hand ging Gitta von Marlöwen an dem herrlichen Augustmorgen langsam durch den alten Park. Ihr schmales, bräunliches Gesicht flammte vor innerer Erregung. Um den Mund, dessen volle Lippen sich so herbe schließen konnten, zuckte verhaltenes Weinen, aber sie bezwang sich. Sollte sie Tränen haben, wo ihr Liebster ernst und stolz dem Feinde entgegenging? Sie war allein hier und hatte keinen, mit dem sie ein Wort in Liebe reden konnte. Die Tante hatte heute früh in den Brief zu schielen versucht. Und wie Gitta ihn mit dem letzten Aufgebot von Kraft und

Ruhe in ihre Tasche schob, da hatte Tante Hermine ihr noch bittere Vorwürfe gemacht: sie habe kein Vertrauen zu ihr, und wenn sie nicht ein so gräßlich undankbares Mädchen wäre, dann würde sie sich jetzt mit ihr über den Fall aussprechen!

„Über den Fall!" — Heulen hätte Gitta mögen! Wie war es doch möglich? Diese Frau mit den großen Raffzähnen, dem kalten, erbarmungslosen Blick, die sich hier auf Marlöwen, auf Gittas Erbgut, als ihr Vormund breit machte, das war ihre richtige Mutterschwester! Ach, wenn Gitta an ihre toten Eltern dachte! Ja, man kann reich und gesund und kräftig sein und doch die Hölle auf Erden haben!

Die feinen Hände geballt, reckte sie ihre jungen Arme, die jedes Pferd bändigten, weit aus und sah mit verhaltenem Schluchzen in die Laubkronen hinauf, durch deren grüne Blättermenge Sonnenfunken auf den Weg fielen.

Ach, wäre der Krieg doch zwei Jahre später gekommen, dann war sie mündig! ... Und wieder las sie vorwärtsschreitend den Brief. Wenn man so mutig ist und so viel Kraft hat! Oh, sie würde ebensogut ihre Pflicht tun im Kriege wie ihr Bräutigam. Sie würde kämpfen und Entbeh-

rungen ertragen wie jeder andere! Warum mußten denn die Frauen zurückbleiben? . . . . Dann kam ihr Gewissen und sagte ihr, daß es viel weniger der Wunsch sei, das Vaterland zu verteidigen als in ihres Liebsten Nähe zu sein, der ihr die Waffen in die Hand drücken wollte. Und sie schämte sich.

Nun saß sie auf der Birkenbank, wo er sie das letzte Mal in seinen Armen gehalten hatte und wo, unausgesprochen und doch so heiß in beiden Herzen lebend, der Wunsch hinüber und herüber geflossen war, daß sie eins sein, sich nie und nimmer voneinander trennen wollten.

Und eine wütende Reue befiel das junge Weib, daß sie ihren Bräutigam damals von sich gelassen, in jener Sommernacht. Alles, was in ihr ererbt und erzogen war an Scham und geheiligter Sitte, verbrannte und sank in Asche vor der sengenden Glut dieser ersten, allen Stolz zerschmelzenden Leidenschaft. Jetzt, da sie den Erwählten für immer verlieren sollte — denn sie glaubte nicht daran, daß er je wiederkäme — jetzt bäumte sich in rasendem Trotz das Leben in ihr auf, das tiefe, liebeshungrige Sein, das fortzeugen und Früchte bringen wollte, ehe es in Jammer und Schmerzen verdarb für ewig.

Und auf einmal, wie aus einem schauerlichen, schwarzen Grunde emporgestiegen zum reinen Licht, war in Gitta von Marlöwen Wunsch und Wille eins geworden. Und auch der Weg zu diesem Ziele, das sie nun erreichen mußte, lag klar vor ihren Augen.

Sie setzte den weichen, weißen, breitrandigen Strohhut, der ihren Bewegungen wiegend folgte, auf und ging schnellen Schrittes zum Parktor hinaus! Da lief der Feldweg an den kleinen Schonungen hin, vor der sich sonnende wilde Kaninchen saßen, die bei Gittas Näherkommen davonhuschten.

Sie ging den Weg hinauf und empfand nichts von der strahlenden Hitze der Augustsonne. Sie ging ja nicht, sie schwebte! Eine unnennbare Gewalt, der alles Alltägliche verloren war, hob sie auf und trug sie dahin, daß ihre Augen den Staub der Straße nicht sahen und ihre Seele die Stunde nicht merkte, die verstrich.... Sie sah Leute, die sie kannte, auf der Landstraße und erwiderte leuchtenden Auges deren Blick. Der letzte und höchste Rausch, den ein Menschenherz durchleben kann, hatte sie ergriffen und trug ihren schönen Leib auf Flügeln davon!

Als sie die Bahnstation erreichte, langte ihr Geld nicht zu. Aber das kümmerte sie genau so wenig wie die fragenden Blicke des Mannes mit der roten Mütze, der sie kannte. Sie löste ihr goldenes, mit einem Smaragd geschmücktes Gehänge von dem bräunlichen Halse und bot es dem Beamten. Der wies das mit tiefer Verbeugung zurück und gab ihr ein Billett zweiter Klasse. Sie dankte ihm und sagte:

„Ich fahre zu meinem Bräutigam, der mit seinem Regiment in den Krieg zieht."

Und der Mann begriff das. Seine Frau wäre auch gekommen, dachte er.

Der Zug fuhr ein, voller Reservisten. Sie saßen auf den roten Samtpolstern der ersten Klasse wie auf den Bänken der vierten. Es war gar nicht möglich, ein Frauencoupé oder einen abgesonderten Platz zu finden.

Margitta von Marlöwen saß lächelnd zwischen den jungen Männern, die ihr einen Sitz am Fenster ließen. Und als sie verstummten und sich vor ihr genierten, fing sie selbst zu reden an mit ihnen. Es war ja vielleicht der darunter, der ihrem Liebsten einen Trunk Wasser bringen würde, der ihn auf seinen starken Schultern aus dem Gefecht trug, wenn er verwundet

war. Denn es stand fest und unverrückbar in ihrem Sinnen und Empfinden: jetzt, jetzt mußte sie ihn noch haben! Alles, was sie zu geben und zu empfangen hatte, das mußte sie in der Gegenwart tun! Der Zukunft mißtraute sie, von ihr erhoffte sie nichts.

Beinahe dreißig Stunden dauerte die Fahrt. Hunger und Durst stillten die vielen, die auf jedem Bahnhof den Soldaten Speise und Trank brachten. . . . Manchmal kam es Margitta so vor, als wenn sie müde würde. Aber kaum, daß ihr schmaler, rassiger Kopf ein bißchen vornüber nickte, flog schon wieder dieses seltsame, atemraubende Glücksgefühl über sie hin, das, einem glänzenden, schillernden Vogel ähnlich, auch die Finsternis der Nacht aufleuchten ließ und das mit seiner jubelnden Seligkeit, seinem jauchzenden Klange alles zur Harmonie brachte.

Aber auf dem Bahnhof in Berlin da erwachte Gitta. Da kam die Sehnsucht, wie einer, der den anderen bei der Schulter packt, und reißt ihn ungestüm mit sich.

Sie nahm, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, eine Automobildroschke und fuhr nach der Kaserne. Ihr Liebster war arm, er konnte keine eigene Wohnung halten.

Und so kam sie am Vormittag des 3. August, des zweiten Tages der Mobilmachung, dort an, ließ sich vom Burschen ihres Bräutigams melden, den traf sie durch Zufall auf dem Korridor, und trat, da Hans Heinrich nicht zugegen war, in seine Stube.

Da stand ihr Bild auf seinem Arbeitstisch. Und da fing sie zum erstenmal in diesen schweren Tagen herzbrechend an zu weinen.

Hans Heinrich von Siedow war bei seinem Hauptmann gewesen, als ihn diese sonderbare Meldung traf: ein Fräulein von Marlöwen möchte ihn sprechen. Er entschuldigte sich, wobei er sehr rot wurde, und der Hauptmann gab ihn, herzlich lachend, frei. Aber selbst dies Lachen, so wenig verletzend es auch geklungen hatte, irritierte den Oberleutnant. — Während er, so schnell sich das mit der Leutnantswürde verträgt, die Korridore hinab- und hinauflief, dachte er an alle Möglichkeiten: Margitta? — nein, nein, unmöglich! . . . Aber die Tante, die hieß auch Marlöwen . . . natürlich, die war's, und wollte irgend was von ihm . . . Dann war's sicher 'ne Unannehmlichkeit . . . denn die Dame . . . mit der Tante Hermine hatte er nicht viel im Sinn . . aber was nur? . . . des Briefes wegen, den er

an Gitta geschrieben hatte? . . . aber er hatte doch nichts. . . .

Da stand er vor seiner Tür, deren Klinke er mit einem tiefen Atemzug niederdrückte.

Gitta hatte zu weinen aufgehört — er kam, sie kannte seinen festen, raschen Schritt!

„Du! . . ."

Sie hielten sich, bei offener Tür — es gab auf der ganzen Welt nichts als sie beide!

Als seine Arme sie ein wenig freiließen, fiel sie fast hin. Alle die gespannten Saiten ihres Seins gaben plötzlich nach. Und eine halbe Stunde später lag sie auf seinem Kanapee in festem, traumlosem Schlaf. Er schlich herzu und stand lange, die heißen Augen auf ihrem nun wieder blühenden Gesicht, in dem nur noch die umschatteten Lider vom Seelenkampf und weiten Weg erzählten. Er hätte sie küssen wollen, aber er bezwang sich ohne Mühe. Er wußte, dieser schöne, stolze Mund würde ihm noch alle seine Wonne geben vorm Abschied.

Das Telegramm an die Tante war fort. Am Abend war die Antwort da:

„Ich gebe, gezwungen durch einen unverantwortlichen Schritt meiner Nichte, als deren

Vormund meine Einwilligung zur Kriegstrauung.

Hermine von Marlöwen."

Margitta war schon im Hause des Hauptmanns Herbst, der tags darauf mit dem Herrn Oberst von Tendeler Hans Heinrichs Trauzeuge war.

Das war der 4. August, an dem die kleine Gesellschaft, die nur aus sechs Menschen bestand, Hans Heinrichs und Gittas Hochzeit feierte.

Nach dem Essen saß man auf dem großen Balkon, unter dem Schirmdach, und die Frische und Kühle der Schöneberger Anlagen wehte herauf in die sonnige Luft.

Der Oberst stand auf und sagte: „Sonst mag es Sitte sein, das erste Glas auf das Wohl des jungen Paares zu leeren. Heute gebührt es sich, daß wir vor allem auf das Heil unseres geliebten Vaterlandes trinken, dessen Ehre die unsere ist, das wir verteidigen wollen bis zum letzten Atemzuge. . . ."

Der Oberst sprach lange. Gitta sah, wie die Augen aller aufleuchteten, aber ihr verstohlener Blick zuckte nur immer nach dem Geliebten.... Der Tag ging hin in einer gedämpften Fröhlichkeit, für Gitta ein Traum, aus dem sie manch-

mal meinte, jäh und schmerzlich erwachen zu müssen. Aber wie der Hauptmann sein Glas nahm und den Mut, die seltene Entschlußkraft der jungen Frau bewunderte, die einem braven Soldaten zuliebe auf so vieles verzichtete, was sonst der Frauen Glück gerade an ihrem höchsten Festtag bedeutet; als er die tief Atmende rühmte, die allem entsagt habe, nur um dem geliebten Manne die letzten Tage in der Heimat zu einer Erinnerung des Glücks und der Freude zu machen, da wollte Gitta reden! Aber ihre Stimme erstickte in Tränen. Sie konnte nicht sagen: daß ihr eigenes Herz sie hierher getrieben, daß sie hätte sterben müssen, wenn er, den sie liebte, fortgezogen wäre, ohne daß sie vereint gewesen wären.

Das Abrücken des Regiments verzögerte sich bis zum siebenten August. So blieben dem Glück der beiden drei volle Tage.

Und man konnte nicht sagen, ob Gittas Augen vor Seligkeit oder von einer Träne glänzten, als sie ihrem Manne auf dem Bahnhof den letzten Kuß gab.

Nicht viele Tage danach ist Hans Heinrich von Siedow vor Namur geblieben. Beim Sturmangriff.

Margitta erfuhr es von ihrer Tante, die die Depesche an die junge Frau geöffnet hatte. Sie nahm der Tante, der nur ein leeres Trostwort auf den Lippen schwebte, das Blatt aus der Hand und ging in den Park an den kleinen Weiher. Da setzte sie sich hin auf die Birkenbank und starrte durch ihre Träume ins Wasser. . . .

Sollte sie da hinein?

In diesem Augenblick durchzuckte sie ein jäher Schmerz. Sie lauschte, sie horchte in die Ferne. . . . Ein Kopf erschien in tiefem Blätterdämmern vor ihr, ein Paar so liebe Augen. . . Und wieder spürte sie dieses Zittern und Beben in ihrem ganzen Wesen. Dann brach sie in Tränen aus. . . . Ihr war's, als klänge aus Busch und Baum, die seiner Stimme einst gelauscht hatten, heimlich selige Antwort wider. . . Als richteten treue Arme sie empor und drängten ihren Blick vorwärts auf das Leben, das im Vergehen wiederkehrt und ewig neu wird.

Abschied

Tante Anna hatte Napfkuchen gebacken und ihn unter den entsprechenden Vorsichtsmaßregeln mitgebracht.

Großmutter arbeitete verzweifelt. Sie hatte zwar schon vor 14 Tagen die wollene Ausrüstung ihres Enkelsohns für durchaus abgeschlossen und vollendet erklärt; aber im letzten Moment, das heißt vor acht Tagen, war sie zu der Überzeugung gelangt, daß zwei Leibbinden sozusagen für die Katze wären, jetzt bei der Temperatur, und daß sie vor allen Dingen in der Länge nicht ausreichten — die, die sie vorher gestrickt hatte. Gott, und eh' man dann die genau passende Wolle findet — ja, früher, da war das alles anders, wie Großvater noch lebte!

Um sieben Uhr kam Onkel Emil aus dem Klub und hatte noch fünf Pfund bittere Schokolade eingekauft.

„Aber wie soll er denn das alles transportieren?" fragte Frau Weimann, die Mutter,

deren Augen schon den ganzen Tag einen so sonderbaren Glanz hatten.

„Er sitzt doch nich im Auto!"

Dagobert, der juristische Cousin, der schon seinen Beinschuß und das „Eiserne" weg hatte, war immer sarkastisch. Er hatte sogar bei seiner Heimkehr aus dem Felde der ihn heftig beglückwünschenden Verwandtschaft gesagt: er wüßte gar nicht, wofür er das Kreuz gekriegt hätte. Bis sich dann herausstellte, daß er bei einem mißglückten Sturmangriff, der an sich gerade kein Vergnügen gewesen war, seinen Oberst vom Gefangengenommenwerden bewahrt hatte.

Der Vater saß in dem Ledersessel am Fenster und betrachtete seinen Einzigen: das war so der Augenblick, wo man mal stille Abrechnung halten konnte, auch mit sich selbst. Denn wie der Junge war und wie er sich zeigen würde im Dienste seines Vaterlandes, so war man doch in den Grundzügen schließlich wohl selber. Er gab ihn nicht gern her, trotz allem Patriotismus, gern geben tat er ihn nicht! Er fehlte ihm doch an jedem Ende! Die drei Ausbildungsmonate hatten's ja erwiesen, wie nötig der Richard im Geschäft war! Und schließlich, wenn man vier

hat oder drei, oder wenigstens noch zwei — aber einen! Einen einzigen! . . . Es war keine Spur von Auflehnung, von Widerstreben in dem, was Herr Weimann empfand, ihm lag nur die Überschwänglichkeit fern. Er hatte sich immer bemüht, seine Pflicht zu erfüllen, das tat er jetzt auch und gab seinen Sohn hin — mit schwerem Herzen.

Gut, daß Vetter Dagobert mit fast langweiligem Tonfall eben sagte:

„Im großen ganzen wird vielzuviel hergemacht von der furchtbaren Tapferkeit und Heldenhaftigkeit! . . . Wie wir noch in Quarta saßen, weißte noch, Richard, da hauten wir uns mit den Wilmersdorfern, und die Bengels hatten ihre Taschenmesser oben an Bohnenstangen gebunden. Da war auch son furchtbares Gerede von, und dabei hatten wir bloß Katapulte . . . weißte noch?"

Die beiden jungen Männer lachten, und Richard Weimann, der morgen früh um sechs Uhr mit seiner Maschinengewehrabteilung hinaus sollte, nach dem Osten gegen die Russen, der meinte:

„Ja, die einzigen, wirklichen Kloppe, die ich dabei bezogen habe, waren von Vatern, wie ich

Sonntag mittag nach Hause kam, und die neue Cordbluse war total zerrissen. . . . Hat denn Friedrich schon wieder geschrieben, Vater?"

Friedrich war der Diener, der gleich am zweiten Tage der Mobilmachung ausgerückt war.

„Ja, heute früh!" Herr Weimann nahm die Karte aus dem Rock:

„Sehr geehrter Herr Weimann!

Ihr wertes Paket habe ich diesmal prompt erhalten. Wir waren schon zweimal an den Feind. Vorige Woche, Mittwoch, wo er aber ausriß und fanden bloß 'n paar Konservenbüchsen und Weinflaschen, un denn Montag! Das waren nämlich die Engländer. Ich habe einen und Petruschke — das is unser Hausdiener — der hat zweie. Nun begrüße ich Ihnen und ebenso wie der gnädigen Frau und Herrn Richard, wo wir ja auch wohl bald die Ehre haben werden!

Hochachtungsvoll grüßt

Ihr Friedrich N."

Und Richard lachte wieder, er war überhaupt der einzig Heitere heute abend, und meinte:

„Ja, gestern haben wir 'n neuen Unteroffizier gekriegt, wißt ihr wen? — Den dicken Lehemark, der früher Portier hier im Hause war.

Heute früh hat er mir schon angedeutet: ich sollte nun nich etwa glauben, weil wir jetzt rauskämen, da würde nich mehr jeputzt und so! Und wenn die Knöppe ooch alle aus Aluminium wären, jeputzt würden se doch!"

Da konnte doch jeder lachen! Selbst die Mutter! Und wischte schnell den verräterischen Tropfen weg, der über ihre Wange rann. . . . Sie stellte sich an die Zimmerrückwand an die Etagere, über der der breite Mahagonispiegel hing und sah lange, heimlich, ganz ohne daß er's merkte, ihrem Richard ins Gesicht. Und da versank auf einmal das große Wohnzimmer mit seinem behäbigen Komfort, der von der reichen Deckenbeleuchtung sein helles, spiegelndes Licht bekam. Eine viel, viel kleinere Wohnung, arme, kleine, dürftig ausgestattete Zimmerchen tauchten vor ihrer Erinnerung auf, eine Zeit nicht gerade der Not, aber der Einschränkung, der strengsten Sparsamkeit und nimmermüden Strebens, das ganz allmählich über die steilen Stufen der Jahre hinauf zu Wohlstand und freiem Ausblick führte. Und damals, in einem nach dem engfinsteren Hof zu gelegenen Raum kam der Junge zur Welt. Damals hatte sie den Tod so nahe bei sich gesehen, daß sie alle Furcht vor ihm

verloren hatte — für sich. . . . Nun sah sie ihn wieder neben ihrem Kinde stehen. Für sie war der große, breitschultrige Mensch, der sich dort lachend mit seinem Vetter unterhielt, noch das Kind, das mit Schmerzen geboren, ihr Glück und Leben bedeutete. Sie schloß die Augen und ging leise hinaus. Ihr war, als wolle es ihr das Herz sprengen! Sie mußte einmal aufweinen!

Sie merkten's wohl, auch die anderen, aber jeder verbarg sich vor dem nächsten. Nur Großmutter sagte leise vor sich hin:

„Du lieber Gott! Du lieber Gott! Wenn sie's man aushält!"

Dann kam das Essen herein: Karpfen, Richards Lieblingsgericht. Und er aß mit einem Appetit — wirklich beneidenswert! dachte Onkel Emil, der nie so recht mit seinem Magen in Ordnung war, und deshalb um einen Schnaps bat.

„Das ist Gift für dich!" sagte sein Bruder, der Hausherr, und schenkte ihm einen großen Kognak ein, „du müßtest vollkommen abstinent leben!"

„Ich auch, Onkel?" fragte Dagobert, und schielte nach der Dreisternigen.

Schließlich einigte man sich auf eine gemäßigte Enthaltsamkeit, aber der Kognak war

auch wirklich „prima". Französisch natürlich, aber was wollte man machen!

„Und das geht ja schließlich auch zu weit," meinte Tante Anna, „denn zum Beispiel, die Moden, nicht wahr? Nach siebzig war's genau so, sagt Großmutter!"

Die alte Dame nickte, sie war gerade beim „Aufnehmen"; da hörte sie eigentlich nur halb hin, rang sich aber mit ihrem guten, alten Kopf doch zum Verständnis durch und sagte: „Die Menschen bleiben immer dieselben! Und wenn man so alles festhalten wollte, wo sollte man denn da auch zuletzt hinkommen! .. Das kommt alles und geht auch wieder... wir ja auch so, nich wahr? ... Manchmal, da muß ich lachen. ..." Worüber, das sagte sie nicht. Sie machte jetzt den „Schluß", und zwar, während die anderen aßen; denn sie selbst aß abends gar nichts. Nachher sollte Richard die Binde noch anprobieren.

Um zwölf Uhr lief Richards Urlaub ab, und er stand in Spandau. Nach zehn sah er schon immer auf die Uhr, der Zug fuhr ja 'ne Stunde. Aber wie er dann aufbrechen wollte und die Mutter schon zu zittern anfing, da sagte Herr Weimann, sonst kein Freund von solchen Extra-

ausgaben: „Ich habe ein Automobil bestellt, du kannst bis elf bleiben, Richard. Mutter und ich begleiten dich nachher bis vor die Kaserne."

Die Freude! Und nun kam auch Onkel Emil auf einmal mit der gewohnten Überraschung. Er hatte für Sekt gesorgt und für Burgunder, und mischte eifrig „Kardinal".

„Nich zu viel, Richard," mahnte der Vater, „du mußt früh um fümfe raus!"

Der Sohn lächelte und trank mit Behagen, er vertrug's schon, er hatte gottlob! keinen schlechten Magen.

Und so kam's, daß auf einmal unten auf der Straße die Hupe des Chauffeurs tutete.

Gepackt war alles, die Dienstmädchen brachten das Paket hinunter; Großmutter war ganz hiddelich geworden und schluchzte, die anderen redeten desto lauter — „bloß keine Rührung jetzt!" sagte Onkel Richard — und dann saß Richard mit seinen Eltern im Auto, das so flink durch die in der Sonntagsnacht leeren Straßen huschte. . . . Die Charlottenburger Chaussee, Charlottenburg, Westend, alles flog wie im Traume vorüber. Und dem jungen Soldaten, dessen Hand die der Mutter nicht losließ, schien es, als habe er seinen Heimatsort nie, so ernst, so

feierlich und doch so freundlich abschiedgrüßend gesehen. . . . Lichter funkelten daher, Dunkelheiten taten sich auf und Laute kamen, wie die lebenden Bilder eines Buches, das man so oft gelesen und nie so ganz verstanden hat, wie in diesem letzten Augenblick. . . . Die Kaserne! „Adieu, Mutter! . . . ja, ja, ich komme doch wieder! aber ja! . . . Vater! Was? . . . Na also! . . . Lebt wohl! Auf frohes Wiedersehen! . . ."

Dann verschwand er hinter dem Eisengitter. Die Blicke der Frau wollten ihn zurückreißen, an ihr verzweifeltes Herz. Sie klammerte sich an die kalten Gitter, hinter denen der Posten im Schein der Laterne schulterte.

„Komm, Luise!"

Im Wagen sanken die zwei aneinander hin . . . stumm klagend und vom Schmerz zerrissen. . . .

Und der Wagen flog eilend zurück durch Licht und Dunkelheit, zwischen die Häuser hinein, aus denen in dieser und in anderen Nächten viele, viele hinausgegangen waren, vom Herzen der Eltern fort, und von den Tränen der Frauen und Kinder, in den Kampf für ihr Land und seine Freiheit.

Ein Habicht stieß auf die Taube

Der Sohn des Malermeisters Henz, der wegen seines zu kurzen rechten Beines nicht genommen worden war, saß auf seinem Taubenboden und fütterte seine Lieblinge.

Dann öffnete er mittels einer Zugschnur die ins Dach geschnittene Klappe, um die Tauben ausfliegen zu lassen. Aber ehe noch der blaubunte Täuber, der stets der erste draußen war, sich hinausgeschwungen hatte, sauste wie ein von kräftiger Hand geschleuderter Stein eine große graublaue Taube von draußen durch die Luke, und gleich danach fuhr, wie ihr eigener, verspäteter Schatten, der Habicht über das große, von der Goldluft des Augusttages strahlende Rechteck.

Sofort schloß Emil Henz die Luke und streute der fremden Taube Futter. Sie faßte, offenbar in Schlagveränderungen gewöhnt, sofort Zutrauen, pickte ein paar Körner und nahm Wasser, was Emil alles gespannt beobachtete.

Dann bemächtigte er sich ihrer mit geschicktem Griff, um sie zu untersuchen, als er die Stimme seines Vaters hörte, der auf den Boden gekommen war und den Sohn suchte.

„Emil! Emil! Wo steckste denn wieder?"

„Ach, Vater, ich habe eben 'ne Brieftaube gefangen!" Und er erzählte dem Vater, was passiert war, ihm dabei die Taube, die er immer noch in der Hand hielt, zeigend.

„Die mußt du sofort auf das Generalkommando bringen!" sagte der Alte und litt nicht, daß der Sohn die bereits begonnene Untersuchung der Taube fortsetzte.

* *

Der Kriminalkommissar Doktor Splitterricht hielt ein paar Taubenflügel in der Hand, die er nachdenklich aneinanderpaßte und aufeinanderlegte. Dann nahm er aus einem Pappschächtelchen den Aluminiumring, den die von einem Förster in der Nähe von Dresden heruntergeschossene Brieftaube um den Fuß getragen hatte. Auf den Taubenflügeln befanden sich Stempel, den einzelnen Schwungfedern aufgedrückt, die klar bewiesen, daß die einem Pariser Schlag entstammende Taube hier in Berlin aufgelassen war. Die auf hauchdünnes, japanisches Papier



geschriebenen Nachrichten, die die Taube, in den Posen ihrer Flügelfedern verborgen, nach Paris tragen sollte, hatten wichtige Einzelheiten unserer Mobilmachung enthalten, und es war anzunehmen, daß dieselbe Mitteilung, noch mit mehr Tauben aufgegeben, ihr Ziel trotzdem erreichen würde.

Ein kurzes Klopfen. Der Chef trat ein an der Seite eines Militärs, und gefolgt von dem Sohn des Malermeisters.

„Da is schon wieder so 'ne Taube!" sagte der Oberregierungsrat Herrmann in seiner impulsiven Weise, „ah, Pardon: Herr Hauptmann von Kreister — Herr Doktor Splitterricht — eine unserer besten Spürnasen übrigens!" setzte er humorvoll hinzu. „Also, was sagen Sie, lieber Doktor, der junge Mann da — Herr Henz, nicht wahr? — der bringt uns eben die zweite Taube!"

Der Hauptmann mit den roten Streifen am Beinkleid hatte inzwischen die Papierhülle von dem kleinen Gebauer entfernt, in dem sich die Brieftaube befand, die Emil Henz heute morgen zugeflogen war. In dem kühlblickenden Gesicht des Offiziers hob sich der schwarze Schnurrbart ein wenig von der blitzenden Zahnreihe, als er sagte:

„Es ist absolut nötig, daß der Verbrecher eruiert wird, Herr Doktor!"

Der nickte kaum, er nahm die neue Taube aus dem Käfig, wobei ihm Emil Henz behilflich war, sah erst das Tierchen und dann den blonden, jungen Menschen an, und sagte ruhig und freundlich zu diesem:

„Sie müssen noch etwas hierbleiben!"

„Ihnen, Herr Oberregierungsrat," er wandte sich mit leichter Verbeugung zu dem Vorgesetzten und dem Hauptmann, „Ihnen werd' ich nachher Rapport abstatten!"

„Die Nachrichten, die auch diese zweite Taube wieder in den Schwanzfederposen trug, sind natürlich daraus entfernt worden. Sie sind aber nicht identisch mit denen der ersten!"

Der Hauptmann, der sich bereits erhoben hatte, zeigte bei diesen Worten auf die blaugrau gesperberten Flügel, die vor Doktor Splitterricht auf dem Tisch lagen. Dann ging er in Begleitung des Oberregierungsrates.

Als beide hinaus waren, ließ sich der Kommissar von Emil Henz genau den Hergang des Fanges erzählen, dann sagte er, dem Tierchen über den Kopf streichend:

„Die Taube kann erst heute früh gefressen haben; haben Sie sie gefüttert?"

Der junge Mann horchte auf, er begriff sofort.

„Nein, Herr Kommissar, wie ich sie heute früh gegriffen habe, da hatte sie den Kropf voll, und die Erbsen waren noch ganz hart. Nu hat sie ja bei mir auf'n Schlag auch 'n paar Körner gepickt, aber ganz wenig!"

Der Kommissar nickte nur. Dann verglich er die roten Stempel auf den Flügeln dieser mit denen der herabgeschossenen Taube — sie glichen einander durchaus.

„Wohnt jemand in Ihrer Nähe, der Brieftauben hält?"

„Ja, Merkenheim! Das is der Vorsitzende vom Berliner Brieftaubenklub . . ., aber der hat seine auch abgeben müssen ans Militär!"

„Zu dem fahren wir hin!"

Die Taube kam ins Gebauer, und ein Auto brachte den Kommissar und Henz hinaus nach dem Westen.

„Das is 'ne Antwerpener Taube," sagte der Sachverständige Herr Merkenheim, „in

Berlin sind mehrere, die die züchten. Vor zwei Jahren erinnere ich mich, waren ein paar sehr schöne Kollektionen auf der Ausstellung. Indem betrachtete er nochmals die lebende und die Flügel der toten Taube und verglich sie miteinander. „Sehen Sie mal, Herr Kommissar, das is 'n besonderes Züchterzeichen! Sehn Sie, genau dieselbe kleine weiße Feder hier oben an der rechten Schulter!"

„Ja, kennen Sie jemand, der solche Tauben züchtet?"

„Nein." Herrn Merkenheim leitete ein ganz andres Interesse als den Kommissar. Deshalb wollte Doktor Splitterischt schon weiter. Er nahm die Taube an sich, der es dabei fast gelang, freizuwerden. Der Kommissar mußte schnell noch mit der andern Hand zugreifen; und als die Taube glücklich wieder in ihrem Kasten war, bemerkte Doktor Splitterischt an seinem Zeigefinger eine Stelle, die wie leicht vergoldet aussah.

Indem sagte der Vorsitzende des Brieftaubenklubs:

„Wissen Sie, Herr Kommissar, jetzt erinnere ich mich, wo ich solche Tauben gesehen habe . . . das war bei einem Preisfliegen in

Johannisthal . . . das waren aber Pariser Tauben!"

Die Augen des Kommissars bekamen erhöhten Glanz.

„So," sagte er, „und die hatten solchen kleinen weißen Fleck an der Schulter?"

„Ja . . . und der Mann, der sie hatte . . . den Namen weiß ich nicht mehr . . . aber es war so 'n kleiner, beweglicher Mensch und hatte 'n Automobil . . . wie nennt man die doch gleich, die dreirädrigen?"

„Cyclette?"

„Ja, ja, Cyclette! . . . und er hatte . . . ich glaube zwölf oder fünfzehn Tauben, alles Antwerpener und mit dem kleinen weißen Fleck an der Schulter. Man sieht das ja gleich: die Taube ist viel länger und . . ."

„Wo der Mann wohnte, wissen Sie auch nicht?"

„Nein . . . nein . . . aber man könnte es möglicherweise erfahren . . ."

„War er denn Vereinsmitglied?"

„Nein, aber jetzt fällt mir der Name wieder ein! Bernard hieß er, ja, und er sprach seinen Namen auch so merkwürdig aus, so schnar-

rend . . . ich glaube, er wollte sogar eintreten in den Verein, aber er is nachher nich . . ."

„Und die Wohnung haben Sie sich nicht gemerkt?"

Der schon ältere Herr schüttelte den kahlen Kopf: „Nö . . ."

„Was war denn sonst?" fragte Emil Henz dazwischen und erschrak selber vor seiner Voreiligkeit.

Herr Merkenheim konnte sich an nichts mehr erinnern, er zuckte die Achseln und sagte dann noch:

„Er hat aber 'n Bruder gehabt, das weiß ich!"

Der Kommissar schüttelte leise den Kopf.

„Aber so was, das müssen Sie doch sagen! Was war denn der?"

„Der war Reisender . . . für französischen Sekt, glaub' ich. . . ."

Der Kommissar nickte.

„Und interessierte sich auch für Brieftauben?"

„Ja, wir sprachen noch zusammen darüber, daß einer 'ner Taube 'nen kleinen Photographenapparat an 'n Leib gebunden haben wollte, und so. . . ."

„Und wo der Bruder wohnte, das wissen Sie auch nicht?"

„Doch ja, in 'n Vorort ... er sagte, darum hätten sie das Auto.... Sehn Sie, Herr Kommissar, jetzt fällt mir das alles erst so wieder ein...."

„War es denn im Westen?"

„Ja, ich glaube beinah'!"

„Vielleicht in Steglitz?" fragte Emil Henz, der selbst in diesem Vorort zu Hause war.

„Ja, ja, Steglitz!" Der Brieftaubenzüchter schien ganz erfreut, „er sagte nämlich: Da oben auf dem Fichteberg könnte man die Tauben brillant auflassen, wegen der Höhe."

*

Doktor Splitterricht stand in Begleitung seines zuverlässigsten Beamten, des Kriminalschutzmanns Beier, auf Emil Henz' Taubenboden und sah aus der Luke über die Dächer fort. Hinter den Beamten standen die beiden Henz, Vater und Sohn, und blickten einander an: sie hielten es für ganz unmöglich, den Mann, der die Brieftauben hatte auffliegen lassen, zu finden.

Der Kommissar zog seinen Kopf wieder in den Bodenraum herein, trat zurück, um die flatternden Tauben zu beruhigen, und sagte, sich zu dem Malermeister wendend:

«Ist bei Ihnen in der Nähe vielleicht eine Vergolderanstalt?»

Der Malermeister sah erstaunt, fast betroffen den Beamten an.

«Ja, das heißt, hier war früher eine . . . hier gleich in der Ulmenstraße bei Messer . . . aber der Mann ist nicht zurechtgekommen dabei.»

«Kann mich Ihr Sohn da mal hinführen?»

«Ja, aber der Mann wohnt gar nicht . . .»

Eine Handbewegung der Abwehr.

«Wir können gleich gehen, ja, Herr Henz?»

«Aber gewiß, Herr Kommissar!»

Sie gingen. Auf dem Wege fragte der wortlos voranschreitende Doktor Splitterricht, sich zu dem jungen Henz wendend:

«Wie lange ist denn das her, daß der Mann, der Vergolder, mein' ich, da raus is?»

«'n Jahr, Herr Kommissar . . . wir haben manchmal was bei ihm machen lassen, daher weiß ich's!»

Sie standen vorm Hause.

„Sie, Herr Henz, gehn solange da hinüber in die Kneipe . . . von da können Sie meinetwegen zusehen!"

Der Malerssohn ging zögernd.

Der Kriminalschutzmann stand mit angezündeter Zigarre recht harmlos vor dem Haustor. Der Kommissar ging zum Wirt:

„Haben Sie vielleicht 'ne Wohnung frei?"

„Nein." Das war ein bärbeißiger Herr.

„Sie hatten aber bis vor einem Jahr eine frei . . . an wen haben Sie die vermietet?"

„Was geht Sie 'n das an? . . . Sie?!" Die Tür wollte schon zufliegen.

Aber der Fuß des Kommissars kam in die Spalte und die Erkennungsmarke schnell aus seiner Tasche.

„Hach!" erschrak der Hauspatron. Der Kommissar legte den Finger an die Lippen. Nun gab der Wirt leise Auskunft: die Wohnung wäre, seitdem der Vergolder 'raus wäre, an zwei Herren vermietet, die aber hier nicht wohnten; sie hätten die Wohnung nur als Aufbewahrungsraum für ihre Sachen und deshalb . . . deshalb hätte er sie auf ihre Bitte auch nicht gemeldet. . . .

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß das strafbar ist, und zwar jetzt in Kriegszeiten besonders!"

Der erst so grobe Mann klappte ganz zusammen.

„Ich habe mir nichts Böses dabei gedacht, Herr Kommissar ... weil sie doch auch hier nicht gewohnt haben, da dachte ich ..."

Der Kommissar winkte ab.

„Ist jetzt einer von den Brüdern zu Hause?"

„Ich glaube kaum. ..."

„Haben Sie die Schlüssel zur Wohnung?"

„Ja, aber was ..."

„Kommen Sie mit und schließen Sie auf!"

Der Wirt, ganz verstört und, wie die meisten groben Leute, feige, gehorchte mit innerem Beben.

Aber das Schloß ließ sich nicht öffnen. Es war, wie sich Doktor Splitterricht überzeugte, stark gesichert, auch schien die Tür von innen gepanzert zu sein.

„Gehört zu der Wohnung ein Bodenraum?"

„Ja ... ja," sagte der Wirt, „wollen Sie den sehn?"

Der Kommissar ging voran durch die eiserne Tür, die in den Hausboden führte. Als man aber zwischen den mit Latten verschlagenen Abteilen, die den einzelnen Hausbewohnern gehörten, an den vom Wirt gesuchten Verschlag kam, zeigte es sich, daß hier die starke Bretterverschalung von innen noch besonders abgedichtet war: man konnte keinen Blick hineintun.

„Es scheint, daß Ihre beiden Mieter hier doch viel Beschäftigung gefunden haben", meinte der Kommissar zum Wirt, der jetzt vor Angst schlotterte.

*

Auf der Straße sagte Doktor Splitterlicht im Vorübergehen leise zu dem harrenden Beamten, ohne daß er dabei eine Sekunde stehen blieb:

„Mitkommen, Beier ... aufpassen ... ganz unauffällig!"

Der Beamte folgte. Sie verschwanden in der Toreinfahrt des Nebenhauses und gingen die Treppe hinauf bis zu Ende. Dort faßte der Kommissar die Eisentür an. Sie war verschlossen. Er nahm einen kleinen Haken aus Stahldraht

aus der Tasche — knack! die Bodentür sprang auf.

Eine Minute später waren sie auf dem Dache, suchten und fanden auf dem sonnenheißen Schiefer des Nebenhauses die richtige Luke. Das Fenster war nicht einmal geschlossen, Von hier aus schien man auf eine Überraschung nicht gerechnet zu haben.

Aber im Bodenverschlag war auch nichts, nicht das geringste, das Argwohn hätte erwecken können. Ein paar alte Kisten standen da, Körbe, überhaupt Gerümpel. Nur, warum hatten die Wohnungsinhaber das alles so sehr vor spähenden Blicken zu bewahren versucht? Der Kommissar und sein Helfer, sie beide suchten von neuem, sie stülpten die Kisten und Körbe um, sie ließen kein Fleckchen unbeobachtet und wären unverrichtetersache abgezogen, wenn nicht plötzlich dem Kommissar eine goldig glänzende Stelle an einem der schrägen Holzträger des Daches aufgefallen wäre. Er sah seinen eigenen Zeigefinger an und kombinierte: der ist vom Berühren des Goldstaubes so glänzend geworden, folglich hatte da oben auch eine mit Goldstaub befleckte Hand hingelangt! Und wie er nun die in guter Kopfhöhe befindliche Stelle,

eine Kiste heranrückend, näher untersuchte, da fand er auf der nicht sichtbaren Innenseite des Balkens ein Loch herausgestemmt, das als Aufbewahrungsort eines Schlüsselbundes diente.

Der Kommissar sagte: „Beier, Sie gehen jetzt rüber in die Kneipe, wo der junge Henz sitzt, dort ist ein Telephon, und da klingeln Sie das Präsidium an: Klenze und Germler sollen sofort herkommen, per Auto! . . . Dann stellen Sie die beiden vor der Haustür recht geschickt auf."

„Und Sie, Herr Kommissar?"

„Ich gehe in die Wohnung."

„Aber wenn die Kerle drin sind!"

„Sind ja jetzt nicht!"

„'s könnte doch sein, Herr Kommissar . . . und dann stehen Herr Kommissar den beiden ganz allein gegenüber!"

Doktor Splitterricht zuckte nur die Achseln.

*

Sie standen vor der Wohnung der Verdächtigen. Der Kommissar atmete auf: die Schlüssel paßten!

Vom Korridor rechts war eine unbenutzte Küche, nur ein wenig Geschirr stand auf dem

Kochherd. Dann kam eine halboffenstehende Tür. Ah! hier schliefen und arbeiteten die Spione. Auf dem Nachttisch stand Kaffeegeschirr, und ein angebissenes, noch ziemlich frisches Milchbrötchen bewies, daß sie erst kürzlich hier gewesen waren.

Das andere Zimmer war verschlossen. Und hier paßte auch kein Schlüssel — diese Schurken waren wirklich mehr als vorsichtig!

Der Kommissar blieb stehen, er lauschte: na gewiß, da drin gurrte eine Taube . . . da! . . . jetzt klapperten auch harte Flügelschläge. . . .

Doktor Splitterich untersuchte das Schloß mit seinem Stahlhaken — keine Idee! Es ließ sich nicht bewegen. Der Kriminalist griff in die Brusttasche und nahm eine feingearbeitete Stichsäge sowie einen starken Bohrer heraus. In wenigen Minuten hatte er, wie der geschickteste Einbrecher, um das Schloß herum einen halben Mond aus der Türfüllung herausgeschnitten. Der Schutzmann staunte. Die Tür flog auf.

Im Zimmer standen drei sehr große Drahtbauer — in der Ecke sah man noch das Handwerkszeug liegen, mit dem die Wohnungsinhaber die Käfige selbst hergestellt hatten. In

jedem Bauer befanden sich mehr als ein Dutzend Tauben — die reichten aus, um während des ganzen Krieges Nachrichten nach Frankreich zu vermitteln.

Und da auf dem Fensterbrett lag auch das Gold, die feinverriebene Bronze im Päckchen, die der Vergolder hier hatte liegen lassen, um die sich die Spione auch nicht gekümmert hatten, und die ihnen nun durch den Scharfsinn des Kriminalkommissars zum Verräter geworden war.

„Also gehen Sie jetzt, Beier!"

Der Beamte ging ab. Er verschloß die Wohnung; der Doktor hörte ihn die Treppe zum Hausboden hinaufsteigen. Er selbst sah seine Mauserpistole nach und steckte die Waffe handlich in die Jackettasche.

Die Fenster des Zimmers standen offen. Der Augustabend kam warm und köstlich herein. Der Kommissar dachte an seinen Stiefbruder, der, zehn Jahre jünger als er, im Felde stand und den er sehr lieb hatte. Seit einer Woche war keine Nachricht von ihm gekommen, das beunruhigte den Doktor und machte ihn ein wenig nervös.

Er hatte sich auf den Rand des der Tür zunächststehenden Bettes gesetzt; die Tür zum Kor-

ridor stand genau, wie er sie gefunden hatte, halboffen. So konnte ihm auch nicht das leiseste Geräusch entgehen. Und sobald irgend jemand die Treppe heraufkam, fing sein Blut an zu kochen. Er hatte starken Appetit auf eine Zigarette. Konnte man hier rauchen? Er sah sich im Raume um: ja, da lagen angerauchte Papyrussen in der Aschenschale, die Besitzer waren Raucher. Er zog den Nachtkasten auf, da waren auch Zigaretten, französische, das sah man an dem gelben Maispapier. . . . Und da? Der Kriminalkommissar fuhr empor — ein Notizbuch! Das hatte man sicher nur aus Vergeßlichkeit hier liegen lassen! Es war voller Notizen in französischer Sprache, die Doktor Splitterricht beherrschte. Aus diesen Aufzeichnungen ging hervor, daß die Spione wirklich Brüder waren; daß beide sich, die deutsche Sprache wie ihre eigene redend, unter der Maske von Geschäftsreisenden im Lande umhertrieben und sich so, auch jetzt noch, ein anschauliches Bild von dem Fortgang der deutschen Kriegsoperationen machen konnten . . . „. . . konnten!" wiederholte Doktor Splitterricht leise voll Ingrimm, „denn jetzt werdet ihr eure letzte Reise gemacht haben!"

Von nun an war alle Nervosität ausgelöscht in ihm; der Ingrimm über diesen frechen Feind fraß in des Doktors Seele! Und konnte er auch nicht mit im Feld an seines lieben Bruders Seite kämpfen, hier galt's, seinen Mann zu stehn! Hier konnte er auch das Seine tun für alle die tapferen Brüder, die dort draußen für das Vaterland stritten!

Er dachte nicht mehr an Zigaretten. Er wartete. Er saß auf der Lauer wie der Jäger, wenn Wölfe in der Dunkelheit heranschleichen.

Und sie kam schon, die Sommernacht. Der Himmel war mondlos, aber die Sterne traten langsam hervor aus ihrer blauen Unendlichkeit, die tiefer wurde und undurchdringlicher mit jedem Augenblick.

Es schlug neun irgendwo in der Nähe. Als der letzte Schlag verklungen war, gab es dem Doktor innerlich einen starken Ruck. Sein feines Ohr hörte noch nichts, es ahnte nur etwas, wie das Schleichen von unbeschuhten Füßen.

War es einer, der kam, oder zwei?

Ah, jetzt sprachen sie, sie flüsterten, sie bewegten am Ende nur die Lippen, die einer dem andern ganz nahe ans Ohr brachte.

Er hob sich Zoll für Zoll vom Bettrand auf. Draußen klirrte ein Schlüssel. Die Tür ging auf.

Menschenfüße traten mit Behutsamkeit auf die Diele.

Da! einer machte Licht . . . da hat er auch die Waffe schußfertig, dachte der Kommissar.

In dieser Sekunde sah er, um den Türpfosten lugend, im Schatten hinter dem grellen Licht der Laterne, die eine Faust vorgestreckt hielt, eine Gestalt. Er wollte mit dem Revolverkolben zuschlagen, gegen den Kopf, der sichtbar wurde — da klingelte es an der Entreetür!

Indem ward's dunkel.

Doktor Splittericht fiel ein: das ist Beier! Die beiden haben die Tür hinter sich geschlossen. Beier will rein!

Nun eine Stimme draußen vor der Tür, leise, ein wenig ängstlich: „Ach, ich bitte einen Augenblick! Ich bin der Wirt! Ich muß Sie notwendig sprechen!"

Die beiden bewegten sich, wohl zueinander hin, sie flüsterten kurz. Der eine sagte in korrektem Deutsch, das nur wenig scharf gespitzt

schien: „Was ist denn? Es ist doch Nacht! Kommen Sie morgen!"

„Ach nein, die Polizei war heute hier.... Ich hab' Sie doch nicht angemeldet, und nun machen sie mir Unannehmlichkeiten ... einen Augenblick, bitte!"

War das am Ende wirklich der Wirt? Die Türklinke ging auf — da gab's nichts mehr zu überlegen!

Hellauf flammte die Lampe des Kommissars, der mit einem Sprung auf dem Korridor war. Es knallte! Dem Doktor war's, als risse etwas an seinem Jackett. Indem schoß er ebenfalls — einer fiel um. Dann konnte er den zweiten Spion seinem Beamten vom Halse reißen. Beier, der so geistesgegenwärtig den Hauswirt gespielt hatte, lag am Boden und hatte mit beiden Armen den Spion umklammert, der ihn zu erwürgen trachtete.

Nun war er bald befreit, der Spion gefesselt.

Der andere hatte die Kugel aus Splitterichts Mauserpistole durch den Kopf, er war tot.

„Lassen Sie mich meinen Bruder noch einmal sehn!" sagte der Überlebende mit dumpfer Stimme.

„Sind Sie Deutscher?" fragte der Kommissar.

„Nein, Belgier, aber wir haben hier lange gelebt."

„Und spioniert?" fragte der Kommissar.

Der Spion schwieg. Er sah nur auf den Toten hin, und plötzlich schossen ihm die Tränen aus den Augen.

Dann ging er. Doktor Splitterricht verschloß die Tür der Wohnung. Die Leute aus dem Hause kamen schon zusammen. Auch die beiden auf der Straße postierten Beamten erschienen auf der Stiege. Alles war ernst. Männer und Frauen flüsterten und murrten, als die Kriminalbeamten den Verbrecher vorüberführten.

Es war ein kleiner, untersetzter Mann von vielleicht dreißig Jahren, mit brauner Haut und scharfen Zügen; er blickte böse, mit starrem Gesicht vor sich hin.

Als man in den Hausflur kam, hatte sich eine Menge von Neugierigen angesammelt. Der Kommissar ließ eine geschlossene Droschke holen und wies die vorwitzig ins Haus Hineindrängenden barsch zurück. Die Räder der

Droschke rollten heran, da wurde der Arrestant schnell über die Straße gebracht.

Das Publikum drängte herzu und redete durcheinander. Als das Wort: „ein Spion!" laut wurde, verschwand die Droschke schon in der blitzenden Dunkelheit.

Druck von A. Seydel & Cie. G. m. b. H.
Berlin SW 61